

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 29, Jahrg. III

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — Zu Heften à 30 Pfennig.

1878.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Es war eine weitere Folge der vom Kommerzienrath adoptirten Taktik, daß er seinen Damen gegenüber, die er gegen Abend hatte zurückholen lassen und die nur die ersten Anfänge des Krawalls kannten, den ganzen Vorfall auf die leichte Achsel nahm und ihn als eins von den unangenehmen, aber leider unvermeidlichen Vorkommnissen schilderte, die im Leben eines Fabrikbesitzers die Dornen bilden, denen aber ein energischer und humaner Mann, namentlich wenn er von der Pike auf gebient hat, Gott sei Dank, stets gewachsen ist. Er spöttelte sogar ein wenig über den Beamten-eifer des Bürgermeisters, der ohne sein Wissen nach Militär telegraphirt habe, das sehr überflüssig gewesen sei, und über Wolfgang, der seinen ehrlichen Willen, aber auch seinen Mangel an Autorität bei dem gemeinen Volke bewiesen habe, indem er zu interveniren versuchte, und sowohl Frau von Larisch als Emmy fanden ein solches Mißgeschick in diesem bestimmten Falle so natürlich, daß sie es keinen Moment in Zweifel zogen, während sie andererseits die Thatsache, daß auch Wolfgang sich in ein Unternehmen stürzen könne, dem er nicht gewachsen war, viel zu wenig nach ihrem Geschmack fanden, als daß sie Lust gehabt hätten, sich nach Details zu erkundigen. Auch der Kommerzienrath glitt möglichst leicht über die ärgerlichen Vorkommnisse des Vormittags hinweg und berührte dieselben nicht weiter, und so kam es, daß am Theetisch bald von allem andern geplaudert ward, nur nicht von dem Konflikt, der so leicht den gefährlichsten Charakter hätte annehmen können. Nur Martha war nicht ganz frei von Zweifeln. Sie kannte alle Schwächen des Kommerzienraths, sie wußte, daß er stets zu Brahlereien geneigt war, daß er es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm und daß er es niemals über sich gewonnen hätte, zuzugeben, daß er einer Situation nicht gewachsen gewesen sei; sie muthmaßte stark, daß Wolfgang keineswegs die Rolle gespielt habe, die ihm sein Chef andichtete. Aber wo sollte sie sich erkundigen? Sie wußte nicht, wieviel die kleine Anna sie gesehen und gehört und noch weniger, daß sie gewissermaßen mit Wolfgang konspirirt hatte, und hätte sie es gewußt, es ist mehr als fraglich, ob sie es über sich gewonnen hätte, das junge Mädchen zu fragen. Es würde ihrem Feingefühl widerstrebt haben, durch eine private Erkundigung ein Interesse an den Tag zu legen, das wohl auch die kleine Anna sich richtig gebildet haben würde, und sie hätte lieber alle Qual des Zweifels und der Ungewißheit schweigend getragen, als sich dazu herbeigelassen, einen Schritt

zu thun, der für sie einen fatalen Beigeschmack hatte. Dafür, daß Anna ihrer natürlichen Mittheilungslust nicht die Zügel schießen ließ, sondern sich, da niemand sie ausforschte, über die Ereignisse des Vormittags ausschwiege, hatte Wolfgang gesorgt. Als er in der Abenddämmerung nach Hause ging, huschte aus dem Schatten der Häuser heraus eine Mädchengestalt an seine Seite und bemühte sich, mit ihm Schritt zu halten; er war aber so in seine Gedanken versunken, daß er sie nicht beachtete und daß erst ein leises, ein wenig neckisches: „Guten Abend, Herr Hammer!“ ihn erstaunt aufblicken ließ. Es war Anna, die eine leichte Befangenheit unter einem Lächeln zu verbergen strebte, aber sofort sicher ward, als Wolfgang ihr mit einem freundlichen:

„Sieh da, meine kleine, kluge, entschlossene Verbündete! Wie hübsch sich das trifft!“ die Hand entgegenstreckte. Sie fühlte sich fast gehoben von dem Händedruck Wolfgangs und erwiderte eifrig:

„So ganz zufällig ist es doch nicht, daß ich hier bin, aber ich mußte doch wissen, ob ich Ihnen mit meinem Zettel etwas nützen konnte, ob ich es recht gemacht habe und ob Sie mit mir zufrieden sind.“

„Wenn Sie wüßten, wieviel das Zettelchen werth war! Es hat wer weiß wie vielen Menschen das Leben gerettet und Sie haben mir einen Dienst geleistet, für den ich Zeit meines Lebens in Ihrer Schuld stehen werde. Wenn ich wüßte, womit ich Ihnen eine recht große Freude machen könnte!“ —

„Ach, Herr Hammer, Sie wissen doch, daß ich nie wieder gut machen kann, was Sie schon alles für mich gethan haben. Und was habe ich denn hier besonderes ausgeführt? Ich glaube, jedes andere Mädchen, das nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, hätte dasselbe gethan. Ich hatte gehört, daß Sie nichts von den Husaren wissen wollten und daß man Ihnen eine Stunde Zeit gab. Sie waren kaum zur Thür hinaus, da ließ sich der Herr Kommerzienrath von dem dicken Bürgermeister, der wie ein erboster Truthahn kollerte, und von dem alten, häßlichen Kerl, dem ich seine Böcher im Kopfe von Herzen gönnte, beschwären und brach sein Versprechen. Das ärgerte mich und ich dachte mir, es könnte Ihnen lieb sein, wenn Sie davon erfahren. Darum schlug ich, als sie den jüngeren Polizeidiener mit der Depesche wegschicken wollten, vor, mich gehen zu lassen, da ich doch gewiß leichter durchkäme; und sie ließen sich überzeugen und lobten mich und versprachen mir ein gutes Trinkgeld, und der alte, grantköpfige

Mensch wollte mich sogar in die Backe kneipen, aber ich habe ihn tüchtig auf die Finger geschlagen und ihm gesagt, er sollte sich schämen; der Herr Kommerzienrath und der Bürgermeister lachten herzlich darüber. Ich lachte aber, als ich draußen war, am meisten, denn nun konnte ich Ihnen doch Nachricht geben. Das ist alles, und nun machen Sie ein solches Aufheben davon!"

Wolfgang konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; er fragte:

"Also, wenn ich einen Bauch hätte, wie der Herr Bürgermeister, und so häßliche, graugrüne Augen, wie der alte Weinlich, und die beiden sähen ungefähr so wie ich aus, würden Sie nicht auf Ihren klugen Einfall gekommen sein?"

"Aber wie können Sie so etwas sagen? Das ist recht schlecht von Ihnen. Wären Sie denn nicht trotzdem immer noch Herr Hammer geblieben und hätte ich Ihnen nicht helfen müssen, wie ich nur konnte?"

Wolfgang nickte begütigend und freundlich, dann aber nahm seine Stimme einen ernsten Klang an und er setzte ihr die Lage, in der er sich befunden und den weiteren Verlauf des seltsamen Konflikts genau auseinander. Die Augen der Kleinen hingen an seinen Lippen, Röthe und Blässe wechselten auf ihren Wangen, und als er geendet, gewahrte er am Saum ihrer Wimper ein paar blühende Thränen, die sie aber rasch mit dem Handrücken wegwischte.

"Das war ja ganz schrecklich," sagte sie endlich, "und nun bin ich freilich recht froh, daß ich den guten Gedanken hatte. Davon hätte ich mir doch nichts träumen lassen."

"Das glaube ich wohl, aber Sie müssen mir nun auch beweisen, daß Sie schweigen können. Erzählen Sie niemanden etwas von dem, was ich Ihnen anvertraut habe. Ihnen war ich die Aufklärung schuldig, aber ich möchte nicht, daß sonst jemand davon erfähre — auch Ihre Damen nicht." Und nach einigem Zögern fügte er hinzu: "Wenn sie nicht geradezu und ausdrücklich danach fragen."

Die Kleine sah ihn offen und voll an, als wolle sie ein Gelübde ablegen.

"Verlassen Sie Sich auf mich; ich müßte doch die ärgste Plaudertasche sein, getraute ich mir nicht, Ihnen zu versprechen, daß kein Wort über meine Lippen kommen soll."

"Brav, meine kleine Tapsre, und nun nehmen Sie meinen herzlichen Dank an, nicht wahr?" Er hielt ihr die Hand hin; sie drückte dieselbe herzlich und dann beugte sie sich blitzschnell nieder, preßte ihren Mund für einen Moment auf seine Rechte und war im nächsten Moment mit einem halb erstikten: "Ich hätte auch mein Leben für Sie hingegeben!" in der Dunkelheit verschwunden, als hätte die Erde sie verschlungen.

Wolfgang ging ziemlich nachdenklich heim; das Benehmen der Kleinen erschien ihm etwas befremdlich, und er hatte Mühe, sich dasselbe mit einem fast hervorgestoßenen: "Jugendliche Exaltation!" nothdürftig zu erklären.

* * *

Es waren wohlthuend stille Wochen, die für Wolfgang auf all' den Sturm und Drang jenes Tages folgten, und er erprobte an sich auf's neue die wunderbare Heilkräft der Natur. Zwischen den Bohnenstangen, an denen die Ranken Tag für Tag höher kletterten, und zwischen den Birken am Waldsaum, die ihre zarte Belaubung lose im Winde fluthen ließen, schloß der Widerstreit zwischen seiner schmerzlichen Sehnsucht und den Vorstellungen seines Verstandes und seines Stolzes oft auf Tage ein und die wenn auch nur halb überwundene Leidenschaft fing an, sich in seiner Seele zur Poesie zu verklären. Er kam selten von seinen Abendspaziergängen heim, ohne ein paar Strophen — hatte sie ihm das Laub zugeflüstert, hatten die Zweige sie auf ihn niederfallen lassen? — aufzuschreiben, und es machte ihm ein wehmüthiges Vergnügen, diese neuerwachte Produktivität mit jenem eiferfüchtigen Wachen über die Reinheit der Sprache und über die Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks auszunutzen, die für seine Poesie charakteristisch waren und ihm als der einzige Vorzug derselben erschienen. Vor einem haltlosen Versinken in diese lyrischen Stimmungen behütete ihn die Thätigkeit im Bildungsverein, die eine um so angestrengtere war, als der lange Alfred so ziemlich sein einziger Kampfgenosse war.

Martha Hoyer war weit davon entfernt, in diesen Wochen ebenfalls zu einer vergleichsweisen innern Ruhe zu gelangen, dieselben waren vielmehr für sie in vieler Hinsicht an Aufregungen reich. Die häusliche Thätigkeit der Frauen und Mädchen läßt ihnen ja vollauf die Freiheit, ihren bittersüßen Gedanken nach-

zuhängen und dieselben erhalten von keiner Seite ein anreichendes Gegengewicht an Gedanken, Empfindungen und Sorgen. Immer und immer wieder mußte sie an den Abend denken, der so beglückend begann und so traurig endete, an die Wandlung, die sich urplötzlich mit Wolfgang vollzog und die ihr als ein fast unheimliches Räthsel erschien. "Hätte sie diese Wandlung verschuldet? Und womit dann?" Diese beiden Fragen beschäftigten sie unaufhörlich und doch konnte sie zu keiner endgültigen Beantwortung derselben gelangen und alles Sinnen und Grübeln blieb fruchtlos. Sie recapitulirte im Geiste alle Phasen des Gesprächs, sie prüfte streng jede Antwort, die sie gegeben, jede Bemerkung, die sie gemacht, aber sie war unfähig, ein Wort zu finden, das sie für den grellen Umschwung hätte verantwortlich machen können. Sie wollte sich zuweilen einreden, daß Wolfgang wirklich nur müde und abgesspannt gewesen sei, aber mit schmerzlicher zudender Lippe verwarf sie nur zu bald diese trügerische Illusion, die höchstens dann eine Aussicht hatte, Einfluß auf sie zu gewinnen, wenn ihr Wolfgang bei der nächsten Begegnung mit der vollen, fast vertraulichen Herzlichkeit von einst entgegenkam. Jedoch gewann es fast den Anschein, als sei auf eine solche Begegnung garnicht mehr zu hoffen. Wie oft sie auch, zaghaft und erröthend und doch mit fast trotzigem Entschluß, in abendlicher Stille durch die kleine Pforte im Wildzaun aus dem Park in den Wald trat, um endlich langsam den Hohlweg entlang zu wandern, in dem sie Wolfgang kennen gelernt, — nie begegnete sie ihm, und es blieb ihr bald kein Zweifel darüber, daß er ihr mit Geflüstlichkeit ausweiche. Hätte er nur das leiseste Bedürfnis empfunden, ihr eine Aufklärung über jenen verhängnißvollen Abend zu geben, so lag es doch für ihn so nahe, sie da zu suchen, wo sie ihm das erstemal begegnet war, und daß er dieses Bedürfnis nicht empfand, zwang es sie nicht zu der Annahme, daß er innerlich mit ihr gebrochen habe? Es war ihr zuweilen, als müsse sie, wenn dem so war, fort, weit fort, und dann wieder sagte sie sich, daß sie sich in der Fremde doppelt einsam und verlassen fühlen und daß ein bitteres Heimweh sie nach den Stätten zurückzwingen würde, an denen ihr ein Schimmer von Glück gelächelt. Sie sollte bald in unerwarteter Weise auf die Probe gestellt werden. Leontine beschloß, die Familie ihres Schwagers, die nach Pyrmont zur Kur ging, zu begleiten, nicht, weil sie ebenfalls eine Kur durchzumachen beabsichtigte, sondern weil sie auf Unwegen erfahren hatte, daß sie in Pyrmont denjenigen von ihrem einstigen Bewerbern treffen würde, der sie am meisten interessirt, den sie aber aus Rücksicht auf seine Jugend und seine Armuth abgewiesen hatte. Aus dem bizarren jungen Manne mit dem halb sanften, halb düstern Wesen war im Laufe der Jahre ein Novellist von Ruf geworden; er war seit Jahren verheirathet, wie man sagte, mit einer äußerst lebenswürdigen jungen Frau; sie wollte ihn in unverfänglicher Weise einmal wiedersehen und erproben, ob ihr Blick noch Macht über ihn habe oder ob er denselben unbewegt aushalte. Es fiel ihr nicht ein, ihn wieder an sich locken zu wollen, sie wollte sich nur die pikante Situation und die kleine Emotion einer unerwarteten Begegnung mit ihm verschaffen und ihn vielleicht einmal eine Stunde lang plaudernd sondiren; es würde ihr geschmeichelt haben, wenn er einen neuen Beleg für die Richtigkeit des alten "on revient toujours à ses premiers amours"*) geliefert hätte, wenn ihm auch in der Flucht der Jahre und an der Seite einer aus ächter Reigung heimgeführten jungen Gattin die Empfänglichkeit für den eigenthümlichen Reiz und Zauber grade ihres Wesens nicht abhanden gekommen wäre.

Seit Fräulein Emmy wußte, daß Leontine mit nach Pyrmont ging, verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand von Tag zu Tag und der Hausarzt ward plötzlich ein vielbegehrter und unermülich konsultirter Mann. Der Kommerzienrath, der sich sehr schwer entschlossen haben würde, seinen Liebling von sich zu lassen, wurde durch die Sorge müde gemacht, und als der Arzt, der die eigentliche Ursache der fortwährenden Klagen des Töchterchens natürlich durchschaute, aber keinen Beruf fühlte, den Herrn Papa aufzuklären und es dadurch für immer mit der reiselustigen Kleinen zu verderben, ihm mit ernsthaftem Gesicht vorstellte, daß die rasche Wiederherstellung der sich etwas zu rasch entwickelnden jungen Dame nur von einem längeren Badeaufenthalt zu erwarten sei, verzichtete er nicht nur auf jeden Widerspruch, sondern betrieb sogar die Abreise mit einer gewissen Ungebuld und war sehr zufrieden damit, daß sein Töchterchen sich Frau von Larisch und den Verwandten dieser von ihm hochverehrten Dame anschließen

*) Man kommt immer auf seine erste Liebe zurück.

konnte. Es sollte übrigens sehr einsam und leer im Hause Herrn Reischachs werden, denn Fräulein Emmy bestand mit dem ganzen Eigensinn eines verzogenen und sich über seine Macht klaren Kindes darauf, daß Martha sie begleite, und auch Frau v. Larisch entwickelte zu Gunsten dieser Idee eine Beredsamkeit, die den Gedanken nahelegte, daß sie ein gewisses geheimes Interesse daran habe, Martha nicht allein in W. zu lassen. Diese war, ganz wider alle Gewohnheit, wenig geneigt, dem vereinten, fast hartnäckigen Drängen und den Bitten, Liebkosungen und Thränen Emmy's nachzugeben, und erst als Frau von Larisch mit einem ganz leichten Anflug von Ironie die Bemerkung hinwarf, Emmy möge Martha auch nicht zu sehr bestürmen, da sie doch nicht wissen könne, welche Gründe diese habe, das Zurückbleiben in W. vorzuziehen, willigte sie plötzlich mit kühler Bestimmtheit und in fast trockenem Tone ein; sie fühlte deutlich heraus, daß Leontine ihr unterstob, sie wünsche zurückzubleiben, weil dann das Feld für sie frei gewesen wäre und sie sich ungezwungen und jeder lästigen Aufsicht ledig hätte bewegen können. Aber je näher der Tag der Abreise kam, desto öfter und desto tiefer bereute sie, der augenblicklichen Aufwallung willfahrt zu haben, und desto schwerer wurde es ihr, sich von W. zu trennen; machte es doch jeder verrinnende Tag unwahrscheinlicher, daß sie noch eine Gelegenheit erhalten werde, Wolfgang zu fragen, was ihn an jenem Abend so tief verstimmt und so plötzlich von ihrer Seite geschickt habe. Es fiel ihr auf, daß der Kommerzienrath, als Leontine ihm ganz beiläufig andeutete, daß es ihr erwünscht sein würde, Wolfgang vorher noch einmal zu sprechen, da sie ihn um einige Bücher bitten möchte, achselzuckend meinte, es werde sich dies kaum thun lassen, da jener eine kleine Geschäftsreise erleben müsse; wenn auch Frau von Larisch, die momentan nur ein getheiltes Interesse an Wolfgang nahm, sich mit dieser Antwort begnügte, so errieth Martha, daß dieselbe nur ein leerer Vorwand sei, und daß Herr Reischach Wolfgang nicht bei sich sehen wollte. Ging diese Abneigung gegen den jungen Mann vielleicht irgendwie mit dem Kravall der Fabrikarbeiter zusammen? Sie fühlte sich versucht, es anzunehmen, aber das war doch eine sehr vage Muthmaßung, und dieses neue Räthsel verschärfte nur die Traurigkeit, von der sie beherrscht ward und die sie nur mühsam den Blicken ihrer Umgebung zu verschleiern vermochte. Der Tag vor der Abreise ließ diese Traurigkeit so übermächtig werden, daß sie ängstlich nach einem Grunde haschte, das Haus wenigstens auf eine Stunde zu verlassen; es war ihr, als müsse sie zwischen den engen Mauern ersticken und als werde es ihr den Abschied erleichtern, wenn sie vorher zum erstenmal einen Blick in Wolfgangs Garten geworfen hätte. Er hatte ihr die Lage desselben so genau beschrieben, daß sie wohl hoffen durfte, ihn zu finden, und das Verlangen, sein kleines, grünes Reich kennen zu lernen, war so unbezwinglich, daß sie sich auch durch die ihr förmlich aufgezwungene Begleitung der kleinen Anna nicht an der Ausführung des Gedankens hindern ließ. Sie ging mit derselben erst zur Schneiderin (in dem Gang zu ihr hatte sie den gesuchten Vorwand gefunden), schützte aber dann Kopfschmerzen vor, die sich vielleicht verlorren, wenn sie noch eine Strecke Wegs ginge, und schlug, durch ihre Begleiterin kaum noch gestört, die Richtung nach Wolfgangs Garten ein. Derselbe ward auf der einen, nicht von dem alten Kanal umschlossenen Seite von der Straße begrenzt; ein Einblick war aber nur an der Thür möglich, da dichtbelaubtes Gestrüch den Zaun entlang eine grüne Wand bildete. Marthas Hoffnung, ein paar Minuten lang das Bild dieses Tuskulums ihrer Seele einprägen zu können, ward vereitelt; sie zuckte unwillkürlich zusammen, als sie sah, daß einem Schwarm von Kindern, die vor der Thür standen, von

innen halbverblühte Rosen zugeworfen wurden. Nur die Befürchtung, Anna aufmerksam zu machen, hielt sie ab, dem Impuls einer mädchenhaften Scheu nachzugeben und umzukehren; sie nahm all ihre Kraft zusammen und ging den Zaun entlang, und die Dämmerung verbarg die Röthe, die ihr in die Wangen stieg, als sie an einer Stelle, wo das Gebüsch weniger dicht war, mit verstohlenem Seitenblick Wolfgang gewahrte, der mit der Rosenscheere die hochstämmigen Remontanten von den Blumen säuberte, die zu verblühen und zu welken begannen, und die abgeschnittenen in ein Körbchen sammelte, um sie dann den Kindern zuzuwerfen. Anna hatte noch mehr gesehen; der lange Alfred und sein dicker „Bruder“ kamen vom Kanal her mit gefüllten Gießkannen, und um von ihnen nicht bemerkt zu werden, beschleunigte sie ihre Schritte fast noch mehr als Martha. Als sie außer Gesichtswerte waren, verlangsamten sie ihren Gang und bald sahen sie sich von den Kindern eingeholt, die mit ihren Rosen heimzogen und eifrig darüber stritten, wer von ihnen die schönsten habe. Ein kleines Mädchen hatte ihr Schürzchen ganz voll Blumen und ausgefallenen Blumenblättern; Martha blieb unwillkürlich bei ihr stehen und sagte freundlich:

„Was hast du da für wunderschöne Rosen, mein Kind! Erlaubst du, daß ich mir eine davon auswähle?“

Die Kleine hielt ihr das Schürzchen hin — auf eine Rose kam es ihr bei solchem Reichthum wahrlich nicht an. Martha hatte nicht zu lange zu suchen; überrascht wählte sie eine weder sehr große, noch sehr volle Rose, die aber mit ihrem tiefdunklen Purpur gradezu braun erschien und auf deren Blättern ein weicher Sammethauch lag. Sie hatte nie eine so dunkle, so ernste, fast geheimnißvolle Rose gesehen, und auch der seine Duft hatte etwas Eigenthümliches, das sie von all ihren weißen, rothen und gelben Schwestern unterschied. Sie drückte der Kleinen ein Geldstück in das magere Händchen und steckte die braune Rose an die Brust, und als sie daheim in ihrem Zimmer war, ruhte ihr Blick lange und nachdenklich auf der eigenartig-schönen Blume. Ihre Lippen zitterten, als sie leise zu sich selber sagte: „Wie ihr Purpur in Braun übergeht, so wird alle Liebesinnigkeit in mir zur Trauer.“ Und dann streifte ihr kleiner Finger die von der Sonne versengten, des Sammethauchs beraubten und wie verbranntes Papier zusammengerollten Ränder der untersten Kelchblätter, und als sie wehmüthig-lächelnd sagen wollte: „Und siehst du, braune Rose, wir fangen beide an, zu verblühen, und wie er dich weggeworfen hat, weil du nicht mehr tadellos frisch und schön bist und morgen vielleicht farblos und ohne Duft wärst, so wirft er auch mich weg und mich wird niemand aufheben, wie die Kinder und ich es mit dir gethan!“ — da schossen ihr die Thränen heiß in die Augen und ein schwerer Tropfen rollte über ihre Wange und fiel auf die braune Rose. Dann aber, wie sich besinnend und der Schwäche sich schämend, sagte sie leise: „Armes, thörichtes Herz, willst du denn nie zur Ruhe kommen und ewig nach den Sternen greifen?“ Aber sie nahm doch ein kleines Couvert aus der Schreibmappe, schob die Rose sorgsam hinein und legte es dann in ihren Lenau. „Dem melancholischsten Dichter die melancholische Rose, — ich glaube, sie hätte ihn zu einem gedankenvollen Gedicht begeistert.“

Am nächsten Morgen aber schloß sie den Lenau mit der Rose in ihren Reisekoffer, und es war ihr, als nähme sie wenigstens einen Abschiedsgruß von Wolfgang mit in die Ferne, ein liebes Pfand der Veröhnung und ein Geschenk, das er ihr nicht verweigert haben würde, hätte sie ihn darum gebeten, — trotz alledem! —

(Fortsetzung folgt.)

Die unbewusste Bichtung und Vererbung menschlicher Charaktere und Physiognomien und die Erforschung der Gesetze der menschlichen Zuchtwahl mittels der Photogeneographie.

Von Dr. S. Oidtmann.

In der deutschen photographischen Abtheilung der Wiener Weltausstellung von 1875 hatte ich auf wenige Tage vorübergehend Porträtsammlungen ausgelegt, welche ein großes anthropologisches und volkswirtschaftliches Interesse bieten: Porträts, Stammbäume und Ahnentafeln mit den Bildnissen blutsverwandter Menschen. Es sind dieses Stammtafeln, in welchen an Stelle

der Namen und Wappen photographische Porträts in genealogischer Anordnung eingeklebt und die Lücken als Nietenstellen zum Zeichen, daß hier die Porträts fehlten, offen gelassen sind. Eine große Wandtafel daneben gab den erklärenden Text zu diesen Bildwerken. Diese Stammtafeln, welche ich Photogeneographie genannt, sollten den Anfang zu einem Bruchstück des Bildstamm-

baumes des Menschengeschlechtes darstellen und nach meiner Absicht in Zukunft zu einer statistischen übersichtlichen Porträtssammlung für die Erforschung der Deszendenzgesetze des Menschengeschlechtes heranwachsen. Bei Betrachtung dieser genealogischen Porträtstabellen besreunden wir uns alsbald mit der Grundanschauung, welche in dem begleitenden Texte ausgesprochen ist: daß nämlich alle sozialen Reformen vorwiegend auf eine langsame erzieherische Aufbesserung der menschlichen Zuchtwahlsitten zurückgeführt werden müssen. Wir sehen in den genealogischen Photogrammen das Naturgesetz von Ursache und Wirkung, das Warum und Weil der natürlichen Erfolge verkörpert. Das Individuum A hat seine und keine andere Gesichtsbildung, weil bei seinen hunderttausenden Vorfahren mindestens eine Linie sich be-

findet, welche das Eigenthümliche ihrer Stammesphysiognomie auf A durch Erbfolge fortpflanzte. Wir erblicken in einer zweiten und dritten Generation zum Beispiel bestimmte Gesicht- und Nackenprofile vorwalten, nur weil auch schon in den Vorfahren in einer ersten Generation die nämlichen Rieser- und Nackenwinkel zu Tage traten; an den

Gesichtern der Kinder, oder Enkel, oder Urenkel bemerken wir dieselbe stereoskopische Einstellung der Augen, denselben Blickausdruck, den wir an dem Auge der Eltern, der Groß- oder Urgroßeltern wahrnehmen; überhaupt an Stelle einer scheinbaren Willkür und Launenhaftigkeit in der Physiognomienvererbung dämmern uns aus den Porträtstammtafeln Naturgesetze größten Stiles entgegen, sobald wir auf die genealogisch verketteten Porträtgruppen dieser Sammlung einen aufmerkenden Blick werfen. Den

Fürsten von Bismarck z. B. lesen wir in unverkennbarer Deszendenz aus dem markirten Porträt seines Urgroßvaters heraus, während des Fürsten Vater und Großvater den v. Bismarck'schen Familientypus mehr oder weniger latent auf den Urenkel jenes älteren Ahnherrn übertragen, oder wie Hädel über die Vererbungs- metamorphosen einiger Thierarten des Meeres, der Quallen, sagt: $A = D = G$, d. h. Fürst von Bismarck ist gleich seinem Urgroßvater. — Hiergegen zeigt sich in den photogeneographischen Porträts der Luther-Familie, von alten, zeitgenössischen Delgemälden kopirt, mit sprechender Ähnlichkeit im männlichen Stamme vererbt, $A = B$, Luther gleich seinem Vater.

Die Genesis jedes persönlichen und Familiencharacters, die Genesis ganzer Volkscharaktere, die bestimmte soziale Denk- und

Gefühlsrichtung jeder Generation im einzelnen wie im großen ganzen liegt hauptsächlich begründet in den Zuchtwahlsitten der Ahnenten, der Voreltern; Pädagogik, gesellschaftliche Sitten und Gebräuche, Religion und konfessionelle Erziehung erscheinen neben dem überwältigenden Bildungseinflusse unserer monogamen, wie der versteckten polygamen Zuchtwahl, nur als untergeordnete Faktoren der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechtes. Diese Wahrheit steht bei der Aufzucht unserer Nutzhire längst als allgemeines biologisches Gesetz aller Lebewesen in Ansehen und Kraft; der Pferdekennner weiß genau, aus welchem Stalle, aus welcher Pferdefamilie allein er eine edle, leistungsfähige und verträgliche Pferdegeneration erwarten kann; niemals erhofft er von einer nachhelfenden Dressur das, was die Geburt, die Erb-

folge, das „Blut“ dem Fohlen versagt hat. Der Staat erkennt dasselbe Prinzip an, denn er wirft z. B. in Preußen jährlich mehr als 150,000 Mark Prämien nicht etwa für Pferdeerziehung, für Pferdedressur, sondern mit Recht nur für die Zuchtwahl und für die auf Zuchtwahl gegründete Veredelung der Pferdegenerationen für Landesgestüte aus.

So führt uns die vergleichende Betrachtung der photogeneographischen Porträtstammtafeln auf ein neues Element des Volkserziehungswesens; und ich hätte daher auf der wiener Weltausstellung meine lehrreichen Zuchtwahl-Wandtafeln viel lieber in der Ausstellungsgruppe für Erziehungswesen, als in der Abtheilung photographischer Erzeugnisse untergebracht; denn die photographische Kunst als solche bietet der anthropologischen Photogeneographie nur die technische Möglichkeit der Ausführung und der Ma-



Bacharach. (Seite 347.)

terialbeschaffung. — Es ist gradezu unbegreiflich, wie man bei Besprechung der sozialen Frage jenem Grundgesetze aller sozialen Vorkommnisse, dem Gesetze der Zuchtwahl und Vererbung, bisher noch keinen Platz in der volkswirtschaftlichen Presse angewiesen hat. Wohl tauchen in unserer illustrierten Wochenliteratur hin und wieder die Vorzeichen eines beginnenden Verständnisses für Vererbungswirtschaft auf; man schreibt nämlich bereits Biographien der „Mütter berühmter Männer“, — eine tatsächliche Anerkennung des Antheils, den die Ahnen an der Gestaltung des Sprößlings haben. Die Lebensbeschreibungen der Mütter berühmter Männer, großer Verbrecher und Narren, dürften als Schlaglichter dieses Material eigentlich noch vervollständigen, und wenn es uns erst gelänge, mit der Lebens-



„Darum keine Feindschaft nicht.“ (Seite 347.)

beschreibung auch noch die Porträts der Eltern und Großeltern berühmter und verrufener, geistreicher und blödsinniger, kräftiger und schwacher Menschen in großer Ausdehnung kennen zu lernen, dann hätten wir zu den Zuchtwahlstudien unseres photogeneographischen Sammelwerks den beredtesten biographischen Kommentar.

Ganz genau so wie man jetzt erst beginnt, das Leben der „Mütter berühmter Männer“ als Charakterstudien in der Presse an die Öffentlichkeit zu ziehen, so hatte man schon in den

zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in England den schüchternen Versuch gemacht, in Wort und Bild die „Mütter“ und die „Väter“, die „Großmütter“ und die „Großväter“ berühmter hochedler Pferde (Kenner) zu beachten und einzelne „Geschlechter“ von Kennern in ihren Zuchtwahlleistungen zu bewundern. Diese bescheidenen Anfänge von damals wurden zuerst nur als eine Art hippologischer Spielerei betrachtet; und doch bildeten sie nach wenigen Jahrzehnten schon den Ausgangspunkt

jener rationellen Landes-Pferdezucht, wie sie heute mit steigendem Erfolge in allen civilisirten Ländern im Interesse des Nationalwohlstandes gepflegt wird. Nur auf Grund jener genealogischen Pferdestudien war es allmählich gelungen, allen Pferdebesitzern bis in das kleinste Dorf hinab ein klares Verständnis der wunderbaren und mächtigen Vererbungsgeetze beizubringen. Ähnliches ist zu erhoffen, von der noch in ihren Anfängen stehenden Wissenschaft der Photogeneagraphie und von dem veredelnden Einfluß, den ihr Studium erzieherisch auf die künftige Zuchtwahl der einzelnen Menschen zu Nutz und Frommen der Gesamtheit auszuüben berufen ist.

Wir schauen in den ausgelegten Stammtafeln neben den Stammbäumen Luthers und Bismarcks auch die Deszendenten gesunder Arbeiterhepaare und finden überall dasselbe große Naturgesetz der Physiognomievererbung, sei es, daß dieselbe als ununterbrochene oder als überspringende Vererbung auftritt. Das Porträt des bekannten Malers La Roche in meiner Sammlung verräth uns sofort seinen natürlichen kaiserlichen Vater in dem Schöpfer jenes bekannten französischen Gesetzes, des Code Napoléon, welches selbst der Vaterchaft nachzuforschen verbietet. Ein anderer Porträtstammbaum läßt uns das geistreiche Bild eines elfjährigen, talentvollen Knaben in dem Daguerreotyp seiner mütterlichen Großmutter wiedererkennen. Wie beim Pferde die „Kruppe“, das Sprunggelenk, ja selbst die Farbabweichungen, als conservative Erbstücke in den Enkel- und Urenkel-Fohlen mit Variationen sich wiederholen, so lassen sich in einzelnen Enkel- und Nissen-Porträts unserer eben erwähnten geneagraphischen Porträttafeln sogar der Körperwuchs und die natürliche Scheitelung des Kopshaars, der Nasensattel, die Rinn- und Wangengrübchen, sogenannte Doppelrinne, ja die Hand und Fingerringelung als ererbte Eigenthümlichkeiten irgendeines Vorfahren wiedererkennen. Selbst auch pathologische Hautgebilde treten als Erzeugnisse der „konservirenden“ Sprossenvererbung bei einigen Stammbäumen in die Erscheinung. So begegnen wir dem Porträtzyklus einer Familie von mehr als zwanzig Köpfen in drei Generationen; der Stammvater dieser Familie, ein Italiener von Geburt, heirathete eine Norddeutsche und brachte einen bohnenförmigen Hautauswuchs an seiner linken Hand mit in die Ehe; dieses kleine Hautgewächs, welches schon bei seinen Geschwistern in Italien ebenfalls als rudimentäres Erbstück früherer Sechsfingerigkeit vorhanden war, ist auf der photographischen Abbildung jenes Herrn deutlich zu unterscheiden. Dieses plastische „Muttermal“ des Stammvaters sehen wir in den Photographien aller seiner Söhne und Töchter sich wiederholen, und zwar bald in kongruenter, bald in spiegelnder Uebererbung, d. h. bald von links auf links (korrespondirend), bald von links auf rechts (alternirend), aber stets auf demselben Punkte der Hand, wo der Stammvater es hatte, nämlich in der Gegend des Mittelhand- und Kleinfingergelenkes am äußeren Rande der Hand. Die Vererbung wird an diesem Familienbeispiele zu einer konstanten insofern, als sogar alle Kindeslinder ohne Ausnahme dieses selbige Muttermal mit Variationen an derselben Handstelle zeigen. — Im vorliegenden Falle hat also die germanisirende Kreuzung weder in den männlichen noch in den weiblichen Linien das angeborene Familienmal des Stammvaters romanischer Abkunft zu löschen vermocht. So geringfügig dieses eine Beispiel von Beständigkeit einer pathologischen Vererbung auf den ersten Blick scheinen mag, so wichtig dürfte dereinst eine Statistik analoger Vererbungsfälle für die Feststellung neuer und für die Bereicherung feststehender Vererbungsgeetze werden, besonders da in Zukunft jede nachwachsende Generation durch die Fortschritte der photographischen Porträttaufnahmen massenhafte Beiträge zu den geneagraphischen Porträt-Stammtafeln liefern kann, und so das klein begonnene Sammelwerk für die anthropologische Forschung statistisch in die Breite wachsen wird.

Zu dem oben erwähnten photogeneagraphischen Beispiele von konstanter, spiegelnder Vererbung finden wir ein merkwürdiges ethnographisches Seitenstück in der Herrscherfamilie eines süd-arabischen Volksstammes. Diese Familie begründet nämlich ihr Souveränitätsrecht nicht auf Gottes- oder Volkes-Gnaden, sondern merkwürdigerweise auf ein anthropologisch-mythisches Prinzip, auf den Nachweis eines erblichen Sechsfingerthums. Durch künstliche Zuchtwahl, durch strengste Inzucht gelingt es dieser Dynastie, auf jedes Mitglied der Familie, mit der Verlässlichkeit eines Naturgesetzes, 24 Finger und Zehen zu vererben. Die sogenannte Homologie, die Gleichmäßigkeit in der vererbten Entwicklung des ganzen Menschen und aller anderen Lebewesen, läßt uns schon jetzt mit Sicherheit annehmen, daß nach demselben

Naturgeetze, nach welchem sich ein beständiges Sechsfingerthum züchten läßt, sich auch mit einer gewissen Beständigkeit Gehirn und Physiognomien nach Qualität und Quantität vererben, gleichsam züchten lassen. Wir fühlen aus diesen wenigen Beispielen und aus den bis jetzt aufgestellten Tafeln meiner geneagraphischen Porträtstammlungen schon heraus, wie die Photogeneagraphie berufen ist, uns durch Bildurkunden zu belehren, daß jede Generation in gewissen Grenzen die gesellschaftlichen Qualitäten der nachfolgenden Generationen schon in sich birgt und gleichsam voraus bestimmt. Die jedesmaligen Zuchtwahlgebräuche, die durchschnittlich herrschenden Zuchtwahlmotive eines Volkschlages in Bezug auf dessen eheliche Zuchtwahlen bestimmen in ganzen Völkern wie in den Familien unfehlbar die erblichen Charakterzüge, die Physiognomie der nächsten Generationen.

Wenn ich oben von einer gründlichen Aufbesserung der menschlichen Zuchtwahl, mit anderen Worten, der Verheirathungssitten und Verheirathungshindernisse, als von einer der größten sozialen Aufgaben unserer Zeit gesprochen, so wollte ich unter dem Ausdruck Aufbesserung der Zuchtwahl einerseits eine qualitative, andererseits eine quantitative Veredlung der Menschenzüchtung, bei der Auswähl, unbeschadet der Civilstandsgebräuche verstanden wissen.

Werfen wir nur einen Blick auf die Statistik der zunehmenden Selbstmorde und der feigen Art von Verbrechen, bedenken wir das wachsende Bedürfnis nach Irrenanstalten und Asylen für Blödsinnige, sehen wir z. B., daß trotz der vielen modernen Einschränkungen der Menschenzüchtung in England allein schon mehr als 60,000 bloß einregistrierter Geisteskranker leben, dann kommt uns nach den Analogien der Entartung von Pferderassen schon aus diesen oberflächlichen Betrachtungen die Vermuthung, daß in erster Linie in der Züchtung, in der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes bei einzelnen Völkern irgendetwas nicht ganz in Ordnung sein müsse. Mit der schauerlichen Statistik der vererbten Geisteschwäche scheint die der vererbten Charakterschwäche, der Gefügigkeit für Kriegszwecke und andere Zuchtwahlengriffe überall Hand in Hand zu gehen, und wenn die Völker sich unter unerschwinglichen Opfern hinter Bergen von Bajonetten und hinter Panzerplatten verkriechen und diese ihre epidemische Massenfeigkeit Heroismus nennen, so ist nach allen Analogien der Thierzüchtung auch diese Völkerschwächung, wie wir gleich sehen werden, vorwiegend das Ergebnis der Züchtungseingriffe grausamer Staatsmänner vorausgehender Jahrzehnte und Jahrhunderte. Diese Warnzeichen der Zeit dürften schon hinreichen, uns auf große Züchtungsfehler und auf die dringende Nothwendigkeit einer Zuchtwahlverbesserung im Menschengeschlechte zu verweisen. Wer den Einfluß der Charaktervererbung bei den Thieren und beim Menschen studirt hat, der hält nicht viel von den Experimenten der bloß erzieherischen Volksveredelung, wenn nicht mit der Dressur eine Vererbungsverbesserung, eine Blutveredelung durch naturgemäße Zuchtwahl Hand in Hand geht. —

Ein Prinzip, welchem der Staat mit Recht so große finanzielle und administrative Mittel zur Verfügung stellt, wie das der Hebung und Veredelung der Pferdedeszendenz, muß eine gewaltige und zwar eine erprobte wirtschaftliche Wahrheit in sich tragen, und es dürfte unserem Jahrzehnt geziemen, diese öffentliche Rechtfertigung der Deszendenzpraxis, wie sie in der Landespferdezüchtung zum Ausdruck kommt, auch für eine Massenveredelung der Menschenzüchtung als erzieherische Richtschnur zu nehmen.

Es drängt sich uns dabei die Frage auf: sind die Vererbungsgeetze, die Deszendenzgeetze, welche in den Stammbäumen der Pferdezüchtung so wunderbar zu Tage treten, nur ein Naturspiel dieser und wenig anderer Thiergattungen? Oder ist die nachgewiesene qualitative Deszendenz der Individuen ein allgemeingültiges biologisches Naturgesetz aller Lebewesen?

Die Charakter- und Physiognomievererbung ist allerdings für alle Lebewesen innerhalb der Grenzen einer Gattung ein Naturgesetz, dessen geheimnißvolles Walten von vernünftiger Seite nirgend mehr bestritten wird. —

Nun spricht ein Staatsökonom sich über den volkswirtschaftlichen Nutzen einer rationellen Pferdezucht in folgenden treffenden Worten aus: „Der Staat hat ein hervorragendes Interesse an der Hebung der Landespferdezucht. Die qualitative Hebung derselben bewirkt eine bedeutende Steigerung des Nationalwohlstandes. Schließlich kann unsere Armee nur durch eine gute Landespferdezucht anderen Armeen nicht allein ebenbürtig, sondern überlegen hingestellt werden. Die Wehrkraft des Staates steht also mit der Landespferdezucht in unzertrennlicher Wechsel-

wirkung: die Hebung der Landespferdezucht erhöht die Macht und Sicherheit des Staates, die Vernachlässigung derselben vermindert sie."

Stellen wir die eben zitierten Sätze unter das allgemeine Naturgesetz der qualitativen Deszendenz oder der Vererbung, so steht nichts entgegen, das Wort „Landespferdezucht“ mit den Worten „Züchtung (oder Zuchtwahl) des Menschen“ zu vertauschen und demgemäß die obigen Behauptungen in das Menschliche überseht in folgenden Worten buchstäblich wieder zu geben:

„Der Staat hat ein hervorragendes Interesse an der Hebung der Zuchtwahl. Dieselbe bewirkt eine bedeutende Steigerung des Nationalwohlstandes. Schließlich kann unsere Armee nur durch eine gute menschliche Zuchtwahl anderen Armeen nicht allein ebenbürtig, sondern überlegen hingestellt werden. Die Wehrkraft des Staates steht also mit der Zuchtwahl der Nation in unzertrennlicher Wechselwirkung: die qualitative Hebung der Zuchtwahl im Volke erhöht die Macht und Sicherheit des Staates, die Vernachlässigung vermindert sie.“

Wir sehen, die Parallele zwischen Landespferdezucht und Zuchtwahl der Staatsbürger läßt nichts zu wünschen übrig. Der Schlusssatz des Citats wird in der Gegenwart sprechend illustriert durch die französische Nation. Ein Volk, welchem schon unter Napoleon I. auf den blutgetränkten Schlacht- und Würgefeldern dieses Despoten das beste männliche Vererbungsmaterial im Massenaufgebot der Armee weggenommen wurde; ein Land, welches stets bereits war die „Blüthe“, d. h. die Zuchtwahlträger der ganzen Nation in beispiellosem Leichtsinne erst über die Grenzen führen und dann millionenweise im Auslande abschachten zu lassen; ein Land endlich, welches die moralische und soziale Zuchtwahlpest des berüchtigten „Zweindersystems“ im Volke epidemisch gemacht hat und durch dieses System nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ die Menschenzüchtung untergräbt: ein solches Land ist einzig infolge dieser Zuchteingriffe unwiderruflich für ein Jahrhundert dem Naturfluch jeder krankhaften Menschenzüchtung, dem Rückschritt, verfallen. — Wer so wie ein Alexander,

ein Cäsar oder ein Napoleon als Welteroberer würgend in die natürliche Zuchtwahl der Völkerschaften eingzugreifen sich vermißt, der begeht die abscheulichste Herostratosthat am ganzen Menschengeschlecht; denn er legt die Art nicht nur an die besten zeitgenössischen Individuen, sondern an den lebendigen Stammbaum ungeborener kräftigster Volksgenerationen, welche zu einem großen Zukunftsleben berechtigt und bestimmt, nun nie das Licht der Welt erblicken werden. —

Alte und neue Staaten altern, sie siechen dahin, nicht, wie allgemein geglaubt wird, nach einem natürlichen Lebens- und Verschleißgesetz der Völker, sondern einzig dadurch, daß ehrgeizige Staatsmänner mit sträflicher Rücksichtslosigkeit durch blutige Kriege in das natürliche erhaltende Gesetz der menschlichen Zuchtwahl jähend eingriffen. — Gleichwie in einem Lande ein Pferdeschlag, ja der ganze Pferdebestand dann qualitativ entarten muß, wenn das allerbeste Züchtungsmaterial nach System und mit Raffinement zum Abschachten ausgehoben wird; gerade so müssen diejenigen Völker entarten, in welchen der beste Theil der menschlichen Zuchtwahlträger zu dem blutigen Cölibat der Schlachtfelder verurtheilt wird. Man braucht nur die bekannte Fortpflanzungsprogression eines einzigen Elefantenpaares und seiner spärlichen Nachkommenschaft anzurechnen, um einen Maßstab zu gewinnen für den qualitativen und quantitativen Ausfall, den das „Aufreiben“ eines einzigen gesunden Elitebataillons Soldaten in der Schlacht nach 100 oder 200 Jahren im Gefolge hat.

Diese blutigen akuten Masseneingriffe in die natürliche Zuchtwahl der Menschheit, welche ich soeben andeutete, sind es übrigens nicht allein, welche aus staatsökonomischen Gesichtspunkten die Rückkehr zu besseren Sitten in der Menschenzüchtung verlangen, denn eine großartige chronische Unterwühlung der natürlichen Zuchtwahl des Menschen liegt tief in allerlei gesellschaftlichen Alltagszuständen begründet und sie und ihre Folgen entziehen sich unserer Beobachtung mehr als die Folgen der Mißgriffe der Pferdezüchtung.

(Schluß folgt.)

Ueber Bimmer-Aquarien.

Die in früheren Nummern der „Neuen Welt“, besonders in Nr. 22, enthaltenen Artikel über Bimmeraquarium und dieserhalb an die Redaktion gerichtete Zuschriften beweisen, daß viele Leser die fer Zeiten an dieser naturwissenschaftlichen Spielerei ein nicht geringes Interesse nehmen. Gestatten Sie deshalb auch einem alten Praktikus auf diesem Gebiete, theils einiges in früheren Artikeln Uebersehene nachzuholen, theils seine eigenen Erfahrungen darüber zu veröffentlichen.

Die äußere Form und die innere Einrichtung des Aquariums, wie sie der Verfasser des Artikels in Nr. 22 beschreibt, mag unangetastet bleiben, denn sie ist nicht unzweckmäßig. Viel wichtiger aber und nicht genügend berücksichtigt ist die Bevölkerung des Aquariums und die Pflege seiner Bewohner. Wir müssen, wenn wir einem Thiere seine Freiheit rauben und es in der Gefangenschaft gesund erhalten wollen, vor allen Dingen ihm solche Verhältnisse bereiten, welche mit den Eigenthümlichkeiten seines freien Wohnortes möglichst übereinstimmen. Daß dies der Mensch bei seines Gleichen nicht einmal thut und tausende seiner Genossen in Glend und Noth verkümmern oder in Zuchthäusern halb verhungern läßt, ist bekannt. Dies darf uns aber, die wir, unbeirrt durch die Träger jenes Ausbeutungssystems, eine Besserung derartigen Zustände herbeizuführen suchen, nicht verleiten, bloß gegen Menschen menschlich und gegen Thiere grausam zu sein. Säugethiere und Vögel sind leichter gefangen zu erhalten, als Wasserthiere, sie gewöhnen sich leichter an gewisse Mißhandlungen in Bezug auf Wohnung und Nahrung, Licht und Luft, an dieselben Mißhandlungen, die sich auch der Mensch unbewußt gegen sich, bewußt gegen seines Gleichen erlaubt, denn ihre Lebensgewohnheiten ähneln den unseren.

Anders ist es bei den Wasserthieren, denen manche Aquarienbesitzer mehr zumuthen, als die Natur ihnen bietet. Denn zwei der wichtigsten thierischen Thätigkeiten, das Athmen und die Bewegung, sind bei den Fischen ganz andere als bei uns. Ebenso sind bei den Wasserthieren die Temperaturempfindungen andere, als bei den Luftthieren, denn das Wasser hat andere Temperatureigenschaften als die Luft und ist namentlich niemals einem so

grelle Temperaturwechsel unterworfen als diese. Können wir nun verlangen, daß ein in einem Teiche, Tümpel, Bache oder Flusse gefangener Fisch ohne weiteres gedeihe, wenn wir ihn in einen engen Raum sperren mit Wasser, welches wir einem kühlen Brunnen oder der Wasserleitung entnehmen? Gewiß nicht. Die eine Fischgattung wühlt gern im Schlamm, die andere, wie die Forelle, hält sich gern in klarem Wasser mit kiesigem oder steinigem Grunde auf u. s. w. Es gibt zwar einige Wasserthiere, die eine so geschmeidige Natur haben, daß sie sich allen Bodenarten anpassen; aber man wird gut thun, bei Anlage eines Aquariums dafür zu sorgen, daß es, wenigstens in einem Theile, einen moorigen Untergrund hat und über diesem erst eine dünne Kies- und Sandschicht trägt, schon deshalb, weil die unbedingt hineinzulegenden Wasserpflanzen, ohne deren Anwesenheit die meisten Fische nicht gedeihen, in demselben wurzeln. Man siebt zu diesem Zwecke Torf aus oder entnimmt den Schlamm einem Teiche, trocknet ihn und bedeckt damit den Boden des Aquariums zwei Centimeter hoch. Zweckmäßig ist das Ausschütten dieses Moorgrundes im Hintergrunde, sodaß vorne nur Kies und nach hinten die mit Kies bedeckte Moorschicht liegt. Zwar ist das später aufgegoßene Wasser einige Tage lang undurchsichtig, aber später wird es rein und klar. Die Muscheln, mit denen man über der Kieschicht den Grund dekorirt, müssen stets sorgfältig ausgefocht werden, denn häufig enthalten sie noch Reste des Thieres, welches sie bewohnte, die im Aquarium in Fäulniß übergehen und einen ekelhaften Geruch verbreiten.

Von Wasserpflanzen, die man in den Grund einpflanzt, mache ich namentlich auf *Ranunculus aquaticus*, mit seinen schönen weißen Blüten, auf Froschlöffel und Pfeilkraut aufmerksam. Auch die schöne *Nymphaea alba* (weiße Teichrose) gedeiht in größeren Aquarien recht gut und erlangt merkwürdigerweise nie die Größe wie im Freien, sondern bleibt eine Miniatur-Nymphaea.

Das Aquarium muß bis zu Zweidrittel seiner Höhe gefüllt sein, wenn man es haben kann mit Wasser aus einem klaren Bache, andernfalls mit klarem Brunnenvasser. Ist man dasselbe aus einer Wasserleitung zu nehmen genöthigt, wo es häufig durch

Eisenoxyd und dergleichen getrübt ist, so filtrire man es, denn das Eisenoxyd lagert sich in Form eines röthlichen Staubes nach einigen Tagen auf dem Grunde ab.

Wir gelangen nun zu der wichtigen Frage der Bevölkerung des Gefängnisses. Der Goldfisch gedeiht von allen Bewohnern am besten und ist auch der widerstandsfähigste, am wenigsten unter Mißhandlungen leidende. Denn er geht in der Regel nicht zu Grunde, wenn man ihn aus 10 Grad R. warmem Wasser in 15 Grad warmes oder umgekehrt versetzt; auch kann man ihn tage-, ja wochenlang in einem mäßig großen Wasserbehälter aufbewahren, wenn derselbe nicht direkt den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, ohne ihm frisches Wasser zu geben. Anders ist es bei anderen inländischen Wasserthieren. Sie erfordern die aufmerksamste Pflege, resp. bei ihrer Versetzung aus der Freiheit in die Gefangenschaft die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, zunächst aber die Gewöhnung an das Wasser, in dem sie künftig leben sollen, wenn man dasselbe nicht aus demselben Teiche oder Bache, aus dem sie stammen, entnehmen kann. Voraus sei bemerkt, daß größere Raubfische im allgemeinen für das Aquarium nicht taugen, denn Barsche, Hechte u. s. w. stehen sehr bald darin ab, sie fressen die andern Fische an u. c. Dasselbe ist mit dem Tauchkäfer (*Dytiscus sulcatus*) und dem Drehkäfer (*Gyrinus natator*) der Fall, welche kleineren Fischen die Augen ausnagen. Lebensfähig erweist sich gewöhnlich die scharfe und prächtige Rothfeder (*Cyprinus rutilus*), die Schleie (*C. tinca*), der prächtige Schlammpeitzger (*Cobitis fossilis*), das Rothauge (*Cyprinus erythrophthalmus*), der Döbel (*C. dobula*), der Weißfisch (*C. leuciscus*), der Bitterling (*C. amarus*), der Orfe (*C. orfus*), der Schmerl (*Cobitis basbatula*) u. a. m., vor allem aber der reizende Stöckling (*Gasterosteus pungitius*), jenes 3—5 Centimeter lange Fischehen mit seitlichen Schildern und neun Stacheln auf dem Rücken. Das Männchen ist olivengrün, am Bauch silbern, an den Seiten herauf goldglänzend, in das Olivengrün übergehend; das Weibchen am Rücken mehr grauschwarz. Dieser kleine Stöckling baut, im April in größerer Menge eingefangen, sich im Aquarium aus Pflanzenresten ein förmliches Nest am Boden, von Hüfnereiergröße, mit tiefer Höhlung und engem Schlupfloch, welches letztere, während das Weibchen darin laicht, eiferfüchtig von dem Männchen bewacht und mit wahrer Wuth gegen jedes sich nahende Lebewesen vertheidigt wird. Doch zieht man selten die junge Brut auf, sondern hat nur mitunter Gelegenheit, diese kleine Ehestandskomödie im Aquarium zu beobachten. Von anderen Aquariumbewohnern, welche nicht, wie der Laubfrosch, häufig desertiren und verstaubt und zur Mumie vertrocknet nach Jahresfrist in irgend einem Winkel des Zimmers aufgefunden werden, seien endlich noch genannt: die zu den Salamanderarten gehörigen Tritonen (*Lacerta palustris*), welche im Frühling massenhaft in Teichen vorkommen, vier Schwimmsfüße, einen Fischschwanz und einen stark gezähnten Kamm haben und das wunderbarste Farbenspiel zeigen. Der Bauch ist gelb, der Rücken schwarz getüpfelt, dazwischen aber strahlen sie in allen Farben, blau, grün, röthlich u. s. w.

Ferner junge Exemplare der europäischen Schildkröte (*Emys europaea*), [die der Verfasser des Artikels in Nr. 22 „amerikanische“ nannte]. Dieselben dürfen nicht größer als ein Markstück, höchstens wie ein Zweimarkstück sein, denn größere Exemplare belästigen die übrigen Aquariumbewohner. Sie werden ganz gut überwintert, wenn man sie etwa Ende August, wo sie aus Italien herüberkommen, in's Aquarium setzt und eine breitere Muschel so an dem Tropfsteinfelsen befestigt, daß die Thierchen auf derselben ausruhen und leicht in's Wasser steigen können, und wenn man ihnen täglich einige male einige in Wasser gequellte Ameiseneier anbietet. Die meinsten wurden in der Regel so zahm, daß sie dieselben von der Spitze eines Federhalters annahmen. Kann man sie nicht dazu bringen, daß sie fressen, so krepiren sie im Herbst. Außerdem muß man sie bis zum Eintritt des Frostes wöchentlich einmal in lauwarmem Wasser baden; von da ab rühre man sie etwa zwei Monate lang, wo sie ihrem Winterschlaf verfallen und nur mitunter den Platz wechseln, nicht an.

Bekommt man die obengenannten Flußfische, so setze man sie nicht ohne weiteres in's Aquarium, sondern in ein anderes, zu diesem Zwecke vorhandenes Glas mit frischem Wasser, welches nicht wärmer als 12 Grad R. sein darf. Dieses Wasser muß täglich zweimal zur Hälfte mit einem als Heber benutzten Gummischlauch abgezogen und durch Zugießen frischen Wassers erneuert werden. Das Herausnehmen der Fische mit einem Netze bekommt denselben in der Regel nicht, und namentlich stehen die kleineren

Fische, wie die Stöcklinge, in den ersten Tagen oft massenhaft ab. Krepire Thiere entfernt man sofort. Ebenso ist es zweckmäßig, diesem Wasser pro Liter etwa soviel wie eine Kaffeebohne Kochsalz zuzusetzen. Erst nach 5 bis 6 Tagen bringt man die gesund gebliebenen in das Aquarium.

Ich kann diese Vorsichtsmaßregel nicht dringend genug — auch bei Goldfischen — anrathen, denn mit der sprichwörtlichen Gesundheit der Fische ist es oft schlecht bestellt. Mehrere, einem Teiche entnommene Fische, die ich sofort hineinhath, haben mir einmal mein ganzes Aquarium verpestet. Dasselbe starb innerhalb 3 Tagen vollständig aus, und zwar durch den Schimmelpilz *Saprolegnia monoica*, der die Schuppen u. an allen Fischen durchwucherte.

Die zweite wichtige Frage ist die Nahrung. Da die obengenannten Fische nicht zu den Raubfischen gehören, so kommt man in der Regel mit Ameiseneiern aus. Je frischer dieselben sind, desto besser. Man füttere aber nicht öfter als täglich einmal und rechne auf jeden Aquariumbewohner durchschnittlich fünf Stück. Das Mehr bleibt meist unberührt, sinkt zu Boden und versauert dort. Im Winter füttere man nur einen Tag um den anderen. Jedes andere Futter, kleine Regenwürmer oder Mehlwürmer ausgenommen, ist von Noththeil. Die Schildkröten fressen auch ein kleines Stück geschabtes rohes Rindfleisch.

Die letzte und wichtigste Frage endlich ist die Versorgung des Aquariums mit Wasser und Luft und die Erhaltung des Wassers in der genügenden Temperatur. Der Mensch athmet die aus 79,150 Theilen Stickstoff, 20,810 Theilen Sauerstoff und 0,040 Theil Kohlenäure bestehende atmosphärische Luft ein, während die von ihm ausgeathmete Luft aus 79 — 80 Theilen Stickstoff, 15 Theilen Sauerstoff und 4,25 — 6 Theilen Kohlenäure besteht. Der physiologische Vorgang des Athmens besteht also in der Aufnahme von Sauerstoff und in der Abgabe von Kohlenäure durch die Lungen. Die Fische aber haben keine Lungen, sondern Kiemen, welche bei den meisten Familien derselben nahe am Kopf an knöchernen Bögen befestigt sind und erst nach Wegnahme des Kiemenbeckens sichtbar werden. Die Kiemen selbst sind kammer- oder büschelartig nebeneinanderliegende Blättchen und Fasern, mittels deren aus dem Wasser, welches der Fisch verschluckt, geringe Quantitäten Sauerstoff abgeschieden und aufgenommen werden. Nach Beendigung dieses Vorganges, der beim Fisch sehr schnell erfolgt, wird das kohlenäurereich gewordene Wasser nach hinten durch die Kiemenöffnung ausgestoßen. In den Kiemen vertheilen sich, ebenso wie in den Lungen der Säugethiere, die Blutgefäße bis in die feinsten Aeste und aus ihnen wird das sauerstoffreich gewordene Blut wieder in den Körper des Fisches vertheilt. Was dem Menschen also die Luft, das ist dem Fische das Wasser; dasselbe muß eine genügende Menge Sauerstoff enthalten. Im Fluß und Bach ist das Wasser in steter Bewegung, und es nimmt daher atmosphärische Luft und mit ihr überschüssige Mengen von Sauerstoff auf; auch ist der Fischreichthum der Flüsse kein so großer, daß übermäßige Mengen von Sauerstoff von deren Bewohnern absorbiert werden könnten. Anders ist es in Tümpeln, Teichen und stehenden Wässern. Die Oberfläche derselben ist zwar in steter Berührung mit atmosphärischer Luft und wird vom Winde bewegt. Das würde aber nicht allein genügen, wenn Mutter Natur nicht noch einen weiteren Ausgleich schaffe dadurch, daß sie in stehenden Gewässern massenhaft Pflanzen gedeihen ließe. Die Ernährung der Pflanzen ist bekanntlich eine andere als die der Thiere; sie nehmen am Tage Kohlenäure auf und geben Sauerstoff ab und erhalten auf diese Weise das Wasser sauerstoffreich und frisch, ganz abgesehen davon, daß sie nicht geringe Mengen von gewissen im Schlamm befindlichen organischen und anorganischen Theilen zu ihrem Aufbau und Wachsthum brauchen.

Dem Leser wird es nun gewiß mit einem male klar, warum in einem Aquarium, welches im Zimmer steht und nicht mit der frischen atmosphärischen Luft in Berührung kommt, die Fische besser gedeihen, wenn auf seinem Grunde Pflanzen wuchern. Das Bepflanzen des Felsens, das Hineinhängen von Topfpflanzen an Drähten ist zwar eine das Auge des Menschen erfreuende, angenehme Zugabe, aber unsere Wasserfingangen haben nichts davon. Wir müssen aber noch mehr thun, denn das Wasser in einem Aquarium, welches vielleicht 30 Liter faßt und 20 Fische beherbergt, wird nach 8 Tagen nicht mehr so athmungsfähig sein, wie zu Anfang, selbst wenn die Pflanzen die von den Fischen abgegebene Kohlenäure zum größten Theil für sich verbrauchen.

Eine Besserung dieser Verhältnisse läßt sich auf zwei Wegen

erreichen: durch Zuführung entweder von frischem Wasser oder von atmosphärischer Luft. Der erstere Weg ist wohl der gebräuchlicheren, namentlich bei den Besitzern von kleineren Aquarien; er ist aber leider auch derjenige, wo am meisten gesündigt wird. Da werden die Fische herausgefischt und in ein anderes Gefäß gebracht, das Aquarium wird gereinigt und mit frischem Wasser versehen, und wenn es dann recht rein und blank ist, so glaubt man, daß auch der Fisch sich ebenso wohl darin fühlen müsse, wie ein Mensch, der sich Sonntags von Kopf bis zu Fuß gewaschen und ein reines Hemd angezogen hat. Letzteres ist jedoch leider nur bei den Goldfischen der Fall, die sich eben vieles gefallen lassen; unsere einheimischen Fische gehen bei dieser Mißbehandlung zu Grunde. Am meisten leiden sie, neben unbeachteten Verletzungen beim Herausfischen, durch die schnelle Verletzung in Wasser von anderen Temperaturgraden. Das Zimmeraquarium hat eine mittlere Temperatur von 10—13 Grad R. im Sommer; seine Abkühlung erfolgt über Nacht ebenso allmählich, wie am Tage die Temperaturerhöhung. Bringt man den Fisch nun in 4—5 Grad kälteres Wasser, so muß er sich nothwendigerweise unbehaglich fühlen, und das an die mittlere Zimmertemperatur gewöhnte Thier steht sehr leicht ab. Man muß also die Fische nur in frisches Wasser bringen, welches mindestens einen halben Tag in der Stube gestanden hat. Gänzlich unanwendbar ist diese Manipulation auf große Aquarien mit Schlammgrund und bewachsenen Boden. Hier ziehe man entweder — im Winter jeden 3. Tag, im Sommer täglich — den dritten Theil des Wassers mit einem als Heber verwandten Gummischlauch ab und

fülle vorsichtig das gleiche Quantum frischen Wassers auf, wobei man sorgfältig vermeiden muß den Grund aufzurühren; oder man muß Luft imprägniren.

Die Anlage eines Apparates für letztgenannten Zweck ist wenig kostspielig — 15—20 Mark, und werde ich gelegentlich eine Zeichnung von einem solchen bringen. Hat man einen solchen Apparat, so braucht man das Wasser im Aquarium selbst garnicht zu erneuern, vorausgesetzt, daß dieses nicht einmal einer gründlichen Reinigung unterzogen werden muß; aber auch die Reinigung läßt sich mit einer an einem Stiele befestigten kleinen Bürste an den inneren Flächen des Glasbehälters vornehmen, ohne das Wasser zu entfernen.

Es erübrigt nun noch, einige Worte über den Ort des Fischbehälters zu sagen. Viele stellen denselben an's Fenster, direkt in die Sonne. Obgleich dies im Winter den meisten Fischen nicht unangenehm ist, so kann man doch im Sommer 'mal eines schönen Tages das Unglück haben, daß die gesammten Bewohner des Aquariums infolge übermäßiger Erwärmung des Wassers absterben. Im Freien wird nur die Oberfläche des Wassers von den Sonnenstrahlen getroffen, der Grund bleibt meist kühl und ihn suchen die Fische an warmen Tagen an. Dies können sie in dem auch seitlich dem Sonnenlichte ausgesetzten Aquarium nicht, und man muß daher einestheils verhindern, daß das Aquarium übermäßig erwärmt wird — über 16 Grad können schon nachtheilig wirken —, andernteils aber durch Hineinsetzen einiger Stücke Schiefertafel den Fischen ein schattiges Plätzchen schaffen.

Dr. G. P.

Einem schlummernden Kinde.

Im Schlummer ruhst du, holdes, süßes Kind,
Unschuld'g Lächeln spielt um deine Engelszüge,
Dir wob ein Traumgott leise wohl und lind
Ein duftig' Feenbild um deine Wiege.

Du holdes Wesen! Deine reine Stirn
Noch träubt' sie nicht die Welt mit ihren bitteren Schmerzen,
Noch nicht — doch abgeschneilt vielleicht schon schwir'n
Die Pfeile, die gesandt nach deinem Herzen!

Des heitern Traumes schillernd' Zauberband
Hält noch die unschuldvolle Seele dir gefangen,
Noch streifte nicht des Schicksals rauhe Hand
Den Blütenhauch von deinen Wangen!

Wär' ich ein Gott, hätt' ich dazu die Macht —
Bewahren wollt' ich dich allzeit und sorglich hüten,
Nicht strahlen solltest du, ich hieße Wacht,
Umsäumte dir den Pfad mit Rosenblüthen!

Ich schützte dich mit meinem starken Arm —
Der Sonne Gluth wehrt' ich in heißer Mittagsschwüle,
Den zarten Leib ich deckte dir ihn warm
Wohl vor des Abends frostig rauher Kühle!

Von deinem Haupte sollte wahrlich nicht
Ein einzig Härlein je zur Erde niederfallen,
Nicht eins von allen, die so voll und dicht
Blondlockig, stehend dein Gesicht umwallen!

Ein eitler Wunsch! — Dein Schicksal kann ich nicht
Am Firmament dort lesen in dem Heer der Sterne,
Ob düster dein Geschick, ob hell, ob licht —
Das birgt der Zukunft Schoß in grauer Ferne.

Moriz Rosenfein.

Weltausstellungsbriefe.

I.

Paris Anfang April 1878.

Die vielbesprochene große Weltausstellung (exposition universelle) wird am 1. Mai dieses Jahres auf dem Marsfeld in Paris eröffnet werden.

Als zuerst im Jahre 1876 die Idee dieses Unternehmens auftauchte, gab es eine Menge Menschen, selbst in Frankreich, welche dieselbe als eine unpraktische und unzeitgemäße zu bekämpfen suchten. Selbst in maßgebenden pariser Kreisen war eine lebhaftere Opposition rege, aber zwei Motive waren es, ein patriotisches und ein politisches, welche alsbald Anklang und Beifall im Volke, vornehmlich auch in der republikanischen sogenannten liberalen Presse, fanden. Nirgendwo wird dem falschen Patriotismus, d. h. demjenigen, dessen Bestandtheile wesentlich Eitelkeit und blinder Chauvinismus sind, mehr gehuldigt als im Schoße der Bourgeoisie. Es ist deshalb leicht erklärlich, daß der Wunsch,

allen Völkern zu beweisen, Frankreich sei weit entfernt, durch die Niedergelagen 1870—71 gebemüthigt zu sein, vielmehr marschiere es noch immer an der Spitze der Industrie-, Kunst- und Handelsvölker, bei den Franzosen mehr und mehr heimisch wurde. Und kann dieser Beweis nicht am schlagendsten und schnellsten durch eine grandiose Ausstellung, durch eine auf engen Raum zusammengedrängte kolossale Concurrenz auf allen Gebieten geboten werden? So denken die liberalen Franzosen; es lohnt sich auf diese Anschauung weiter unten zurückzukommen und zu untersuchen, ob sie eine gerechtfertigte ist.

Eng verbunden mit dem patriotischen Motiv ist das politische; es gipfelt in dem noch beizubringenden Beweis, daß nicht Könige und Kaiser allein ihre Völker reich machen, sondern daß auch ein durch die republikanische Staatsform scheinbar sich selbst regierendes Volk reich, ja noch reicher sein kann als ein durch Despotismus niedergehaltenes. Die Ausstellung soll die beste Propaganda für die Republik sein.

Jeder wirklich Gebildete, der wahrhaft, nicht nur scheinbar liberal gesonnen ist, wird gewiß mit mir in der Ansicht übereinstimmen, daß wohl kaum eine Weltausstellung dazu nöthig sei, um die gegenwärtigen Folgen einer freieren republikanischen Staatsverfassung gegenüber der Despotie in helles Licht zu setzen. Die Sache versteht sich eigentlich von selbst nach den vielen politischen und sozialen Erfahrungen, die das Volk gerade hier in Frankreich gemacht hat. In hohem Grade auffällig wird es aber jedem, der außerhalb dieses Landes lebt, erscheinen, daß bei einem Volke, welches sich mit Vorliebe eine „politische“ Nation nennt, der politische Sinn sich in so kindlich naiver und längst antiquirter Weise ausspricht. Republikanismus und Despotie bilden schon seit Beginn dieses Jahrhunderts nicht mehr jene trassen Gegensätze, welche uns der Schullehrer in der Geschichtsstunde z. B. bei der Darstellung der römischen Geschichte auseinanderzusetzen pflegte. Man thäte Napoleon III. unrecht, wenn man ihn einen Despoten oder Tyrannen à la Nero nennen wollte, er sowohl wie selbst ein siegreicher Diktator mußten der Aufklärung, der Bildung, dem politischen Sinn des Mittelstandes weitgehende Concessionen, die hier nicht weiter zu erörtern sind, machen und mit dem Liberalismus in gewisser Weise pactiren, um überhaupt den Thron behaupten zu können. Ebenso sehr wie sich der Despotismus dem Liberalismus, der jetzt in Frankreich das Banner der Republik hochhält, genähert, so ist auch der letztere in der Einrichtung seiner Regierungsmaschine dem monarchischen Muster ziemlich treu geblieben. Alle Welt könn'te, die Leser dieser Blätter werden es wissen, daß auch in der Republik Despotie und Tyrannei giftig und voll aufblühen können. Statt des Einen mit seinen Günstlingen und Maitresses herrschen Einige, deren Anzahl im Vergleich mit der Menge des Volkes eine verschwindend kleine ist. Der Name „Republik“ wird in unserm Jahrhundert geradezu mißbraucht, um den Bourgeois ein bequemes Mittel in die Hand zu geben, sich „liberal“ nennen zu können. Seit den Tagen des blauen Schreckens im Jahre des Unheils 1871, als die Republikaner die Communarden hinmehelten, werden selbst dem gutmüthigsten Menschenfreunde die Augen aufgegangen sein bezüglich des Liberalismus in republikanischen Frankreich.

Das „politische“ Motiv zur Weltausstellung erscheint demnach als eine Fanfaronade. Soviel ich mich hier auch in den Kreisen der „Gebildeten“ umgehört, so fleißig ich auch in Broschüren, Erlässen, Zeitungen zc. geblättert habe, nirgendwo habe ich bemerkt, daß die

„Liberalen“ irgendwie die soziale Frage mit der Weltausstellung in Berührung gebracht haben. Es ist als ob die Arbeiter, welche alles das, was später auf dem Marsfelde bewundert werden wird, verfertigen, in ihren politisch-sozialen Forderungen ignoriert würden. Ueberall spricht man nur von dem Glanz, der Arbeit, der Kunstfertigkeit, dem Unternehmungsgestirne derjenigen, die mit großem Kapital ausgerüstet erstaunliche Dinge leisten werden. So scheint es fast, als ob die Weltausstellung, vornehmlich für die Franzosen, nur den Beleg liefern soll, wie kolossal die Macht der Kapitalisten in der Republik ist und wie sie dieselbe verwenden, um den letzten Schweißtropfen der Arbeiter zu ihren Gunsten auszupressen, — wenigstens soweit die Industrie in Betracht kommt. Aus dem Gesagten erhellt, daß es sich bei dieser Ausstellung nicht darum handeln kann, Vorbeeren für ein „freies Volk“ zu sammeln; das Volk ist in Frankreich ebenso wenig frei wie einst unter Napoleon III., damals und jetzt herrscht und knechtet „König Rammon“.

Kommen wir jetzt noch einmal auf das Eingangs erwähnte „patriotische“ Motiv zurück, welches in allen liberalen Kreisen und Zeitungen mit Begeisterung beschwagt wird. Also Frankreich will der Welt zeigen, daß die kolossale Zerrüttung der sozialen Verhältnisse, welche die Invasion der Deutschen und der Communalenaufstände zeitweise hervorgerufen, vollständig gehoben sei, daß fünf Milliarden Francs spurlos im Haushaltungsschätze verschwinden können, ohne dadurch Volk und Land ärmer zu machen, daß endlich die alte bewährte soziale Ordnung (wie sie auch schon unter Napoleon existierte) wiederum fester als je zusammengefügt sei und Früchte ernte, die au Macht, Solidität und Eleganz alles bis dahin Dagewesene übertrifft.

Angenommen, daß dieser Beweis wirklich geliefert wird, so lohnt es sich wohl der Untersuchung, welche große und eigenthümliche Anstrengungen in Frankreich innerhalb der letzten sieben Jahre gemacht worden sind, um jenes glänzende und überraschende Resultat während der pariser Weltausstellung zu erzielen.

Nicht mit Unrecht steht Frankreich in dem Ruf, ein großes und reiches Land zu sein, es ist aber ein allgemein verbreiteter Irrthum im Auslande, daß die Wohlhabenheit ziemlich gleichmäßig vertheilt sei. Im allgemeinen kann man getrost behaupten, daß die Unterschiede und Gegensätze zwischen Reich und Arm weit größer und krasser sind als in Deutschland. Adel und der bürgerliche Mittelstand sind reich als in Deutschland, deshalb finden Industrie- und Luxusproducte hier größeren Absatz, dazu kommen in Paris, sozusagen dem Centralmarke Frankreichs, die Fremden, welche aus aller Herren Länder herbeigereist, ihre goldgefüllte Börse aufstehen, um zu unverhältnismäßig theurem Preise die Erzeugnisse der pariser Kunstindustrie zu kaufen. Das Geld fließt meist in die Taschen der Großindustriellen. Die kleineren Handwerker, die Arbeiter, die Männer der Intelligenz, welche den Plan des Ganzen entworfen, also z. B. Ingenieure, die Meister in den Fabriken, die Organisten u. partizipiren an dem Gewinn nur mit verschwindend kleinen Prozenten, wenigstens hier in Paris, in Lyon, Marseille, Bordeaux und andern größeren Städten. Die großen Verdienste sind hier vielleicht mehr noch als in Deutschland in den Händen einiger Großkapitalisten, die natürlich mit Mühe und Behaglichkeit das „schöne pariser Leben“ genießen können. Sie, in Gemeinschaft mit unzähligen reichen Ausländern, die hier ihr Geld durchbringen, sind es, welche Paris in den Ruf der Schwelgerei, der Leppigkeit und des unermeßlichen Reichthums gebracht haben. Was den französischen, speziell pariser Mittelstand betrifft, so ist er wohl wohlhabender als der deutsche im allgemeinen, aber das hat nicht darin seinen Grund, wie man häufig meint, daß hier das Geld auf der Straße liegt, sondern in der rastlosen Energie und Mäßigkeit, in dem ascetischen Indifferentismus des Franzosen gegen die kleinen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens, denen sich der weniger sparsame, lebensfrohere Deutsche williger und häufiger hingiebt. Der französische Bourgeois spart im Großen und im Kleinen soviel er kann, und nur dadurch ist es ihm möglich ein kleines, vielleicht geerbtes oder sonst ihm zugängliches Kapital soweit zu vergrößern, daß er das letzte Sechstel seines Lebens von seinen Renten billig und schlicht leben kann. Sein Streben ist von jeher Geld, Geld und wieder Geld gewesen und so sehr berechtigt dieses Streben sein mag in andern Fällen, bei dem in der Welle gefärbten pariser Geschäftsmann und zukünftigen Rentier artet dies Streben in Habgier aus, die jedes Interesse für große soziale Fragen, solange sie ihm nicht Hoffnung geben, seine persönlichen Verhältnisse durch praktische Discutirung derselben zu verbessern, ausschließen. So haben wir gesehen, daß bis jetzt das Ende einer jeglichen Revolution, bei welcher sich der Bürgerstand wohl oder übel, dem Drange der untern Hände nachgebend, theilhaftig mußte, seinen Ausgangspunkt in der Wiederherstellung der hergebrachten Geld- und Klassenwirtschaft fand. Das lebhafteste Naturell der Franzosen veranlaßt sie in den Zeiten despotischen Druckes sich Hoffnungen auf bessern Erwerb zu machen, welche, wenn nicht sogleich erfüllt, alsbald den todenden Vorspiegelungen zum Opfer fallen, mit denen die ablichen und geldaristokratischen Vertreter des Volkes nicht zu sparen pflegen. Den pariser Bourgeois und dessen provinzielle Vertreter kann man mehr noch als den Deutschen, der einen Rest von Scham zu besitzen pflegt, einen rücksichtslosen, allen höheren Gesellschaftsideen abgeneigten Egoisten nennen.

Nun denke man sich das Loos derjenigen, die ohne Besitzthum und nur mit mühsam erworbenen, oft sehr bedeutenden Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet sind, in dieser Gesellschaft von rücksichtslosen

Geldaristokraten und Bourgeois! Ach das Bild, welches sich uns darstellt ist ein schauererregendes, doppelt deshalb, weil die Gegensätze nach jeder Richtung hin so außerordentlich grelle sind. Sprechen wir von Paris, weil Paris Frankreich ist.

Wenn wir den günstigsten statistischen Resultaten Glauben schenken wollen, so arbeiten immer noch 80% Besitzlose für 20% Besitzende und zwar ohne Aussicht auf endgültigen Erwerb, ohne Hoffnung auf eine Versorgung im Alter, da Honorar und Lohnsätze so niedrig sind, daß von Sparen gar keine Rede sein kann, dagegen die lebenslängliche Entfagung jeglicher Behaglichkeit und oft nothwendiger Lebensbedürfnisse geboten ist. Auf der einen Seite Geld und Arbeit, aber mit der Hoffnung auf persönlichen Erwerb, auf der andern Seite Armuth und stete Arbeit für andere. Kopf- und Handarbeiter, sie haben beide dasselbe Loos.

Und nun die moralischen Gegensätze. Nur mit mein paar Worten will ich sie erwähnen, um nicht von dem eigentlichen Thema der Weltausstellung abzuschweifen. Den Besitzenden steht hier jeder Luxus zur Verfügung, obgleich er theurer als in Deutschland ist und vielleicht ebendeshalb, weil die Anhäufung des Kapitals bei einzelnen hier auch größer ist; die Besitzlosen sind nicht einmal in der Lage des Armen, von dem die Bibel erzählt, daß er die Brosamen vom Tische des Reichen esse. Diese „Brosamen“ werden von dem Mittelstande zusammengescharrt, um sparsam zu leben, die Besitzlosen produziren die Gegenstände des Luxus und des menschenwürdigen behaglichen Lebens und der Rest heißt — anstauen und anstarren, wie herrlich der Mensch auf dieser schönen Welt leben kann, wenn er auch nur für's ganze Leben eine einzige Tageseinnahme des Barons von Rothschild hätte! Wahrlich, wie grenzenlos hoch muß man die sittliche Kraft derjenigen Menschen schätzen und bewundern, die solchen Gegensätzen gegenüber nicht zu Dieben, Räubern, Verbrechern werden, die im Gegentheile in der Nächstenliebe soweit gehen, daß sie mit unendlicher Geduld an eine Kraft des Guten und Edlen glauben, sich in der Disziplin der Menschheit tagtäglich üben, um dermalenst würdige Bürger eines wahrhaft freien Volksstaates zu sein. In Elend und Sorgen kaum denkbarer Art lebt hier das Proletariat, nirgendwo, selbst nicht in London und Berlin, findet man Garküchen und Nachtlogis so primitiver, so verabscheuungswürdiger Natur, wie hier. Und doch übernachteten und speisten in diesen Cloaken, die schlimmer sind als unsere deutschen Bettlerherbergen und Arbeitshäuser, tausende und abertausende tagtäglich, die Tagsüber mit Kopf und Hand von früh bis spät arbeiten, Gebildete und Ungebildete und leider auch moralisch Intacte und Verbrecher und Dirnen der gemeinsten Art. Ich will nicht weiter ausmalen, wie verheerend die Epidemie der moralischen Vergiftung, meist hervorgerufen durch die Luxusucht und sinnliche Wollust der Wohlhabenden und Reichen, im hiesigen Proletariat wüthet und wie großartig die moralische Widerstandskraft jener wenigen ist, auf welchen die Hoffnung eines menschenwürdigeren Zukunftsstaates beruht. Diesen letzteren, die in jeder sozialistischen Bewegung den Kern bilden, unsere größte Hochachtung!

Wie kläglich und heuchlerisch nimmt sich nun angesichts dieser Verhältnisse das „patriotische“ Motiv zur Weltausstellung aus! Die fünf Milliarden, welche die Deutschen hinweggenommen, der Kriegsschaden, sind im Verhältniß zu dem Reichthum der wohlhabenden Klassen nur unbedeutende Summen und wenn ein jeder der Besitzenden ein Vierteljahr seine gewohnten Ausgaben um eine Kleinigkeit, deren Ausfall er kaum fühlen würde, zu Gunsten des Staates eingeschränkt hätte, wäre das reiche Frankreich schon nach einem Jahre in der Lage gewesen, sagen und zeigen zu können, daß sein Reichthum unerschöpflich ist.

Statt dessen zahlreiche indirekte Steuern auf unumgängliche Bedürfnisse des Volkes, statt dessen Preissteigerung der Fabrikate und Stillstand in der Lohnhöhung! Dulden und Sorgen des Proletariats auf der einen Seite, auf der andern Seite die sich stets gleichbleibende, vielleicht immer raffinirter werdende Habgier der Bourgeois und das wollüstige Genußleben der Reichen. Die Besitzlosen fast ohne Fürsprecher in der öffentlichen Meinung, die Besitzenden gehätselt und belohndelt von der conservativen, monarchischen und liberal-republikanischen Presse, die sich in langathmigen Tiraden ergeht über die Energie, Opferfreudigkeit und den Unternehmungsgestirne der Kapitalisten, die es in sieben Jahren so herrlich weit gebracht haben!

Und das Volk muß schweigen, hungern, dulden, sich physisch und moralisch prostituiren lassen und — arbeiten, „travailler pour le roi de Prusse“ wie das französische Sprüchwort sagt!

Im nächsten Briefe werde ich darauf zurückkommen, welche hohe Bedeutung trotz des Gesagten die Weltausstellung für das arbeitende Volk hat.

Non possumus.

Geheimnißvoll und langgesponnen sind die Fäden des ausgleichenden Geschickes. Die Menscheneschicksale begegnen sich in dem gemeinsamen Grabe gleicher Demüthigung.

Das Plus und Minus der italienischen Einheit stürzte der Senfmann fast zu gleicher Zeit ins dunkle Nichts; den König „Ehrenmann“ von dem Schilde, auf welchen ihn die Weltgeschichte gehoben und den „Unfehlbaren“ von der transcendentalen Höhe der Unangreifbarkeit, zu welcher ihn die vertrauensselige Dummheit ex cathedra unseres „aufgeklärten“ Jahrhunderts emporgeschraubt.

Beiden Gewaltigen mußte man Quecksilber in die Halsadern spritzen, um ihre verblühene Hülle vor Wurmraß zu wahren. Ihr wahnethörtene Eintagsfliegen! Hat sich eure Thatenspur nicht in des Volkes Herz gesenkt, so seid ihr morgen vergessen und wenn sich Pyramiden über eurer Asche thürmten. Glaubt ihr, daß das Häuflein Erde im Pantheon, welches einst Raphael Sanzio hieß und aus welchem der beste Töpfer nicht eine Schüssel mehr zu drehen vermag, sein Andenken aufrecht erhält? — Seine Madonnen sind es, welche das Christenthum überdauern werden, ebenso wie Homers Gesänge den Olymp überlebten. Wenn Raphaels Trabanten, Papst Leo X., Cardinal Bembo o tutti quanti, längst verschollen sind, wird noch immer sein Ruhm wie ein Sirius von den Wänden der sytinischen Capelle auf die spätesten Geschlechter herniederstrahlen. Wie lange wird noch die Reaktion, diese Wunderdoctorin für die Einrentung freiherrlich verstaubter Regierungsorgane, die Menschheit zum eigenen Schaden mit ruhmesstrunkenen Phantasten der Weltverwirrer berücken? Das größte Unglück der Menschheit besteht darin, daß sie liebgewordene Irrthümer nicht gerne aufgibt.

Zwei, in unserm verschwommenen Jahrhundert unschätzbare Eigenschaften besaß Viktor Emanuel wie auch Pius; Beide waren fernhaft und rücksichtslos. Daß Pius nicht gehalten, was Mastai Feretti versprochen, kommt auf das Kerbholz der „alleinseeligmachenden“ Kirche. Auf den Isolirschmel der Unfehlbarkeit gesetzt, ist jeder Papst dem Contact der elektrischen Zeitströmung entrückt. Der römische Pontifex Maximus wie der schismatische Papst, der Czar, mit fortschrittlichen Maximen — ist gleich dem fliegenden Elephanten eine Unmöglichkeit, weil er damit anfangen müßte, seinen Thron in die Luft zu sprengen.

Pius der Neunte war ein kluger Feldherr der ecclesia militans und nahm aus dem gegnerischen Lager alle Erfindungen herüber, die er brauchbar fand. Und was hat er mit seiner strategischen Leistungsfähigkeit im Streite der Geister bewerkstelligt? — Neue Dogmen! Der französische Naturforscher Buffon sagt mit Recht: „Le style, c'est l'homme.“ (Der Styl kennzeichnet den Menschen). Zwei Aussprüche genügen um den Vater des „Non possumus“, dieser Devise des geistigen Banterottes, zu charakterisiren.

Im Jahre 1846, kurz nach seiner Inthronisation, nahm er, wie so viele seiner Vorgänger einen kühnen Anlauf zu Reformen und bewilligte dem pfaffenverpesteten Kirchenstaate eine Consulta, eine Art Volksvertretung. Aber auf den Ruf des vor dem Quirinal versammelten Volkes nach einer Constitution, antwortete er mit geradezu kindischem Trost: „Non voglio, non debbo, non posso!“ (Ich will nicht, ich mag nicht, ich kann nicht.) Als ihm im Jahre 1870 Cardinal Guidi an den Widerspruch der päpstlichen Unfehlbarkeit mit der demokratischen Tradition des Christenthums erinnerte, rief der vom Jesuiten general beeinflusste Greis entrüstet: „Die Tradition bin ich!“

Der aufrichtige Grundsatz der Rechtsgleichheit, sowie alle humanen Einrichtungen, welche den Völkern Erleichterung vom geistigen und materiellen Joch bringen sollen, wurde immer von den Baalspriestern auf Petri's Stuhl bekämpft, ist aber auch in der katholischen Gemeinde zur Mythe geworden. Die Mission, Pflegerin des christlichen Gleichheitsgedankens zu werden, ist der Kultur auf sozialdemokratischer Basis zugefallen, welche dem Syllabus für ewige Zeiten den Fehdehandschuh hinwirft.

Mastai Feretti's Nachfolger, der Dichter und Alterthumsforscher Gioachino Pecci, mag von den redlichsten Absichten befeelt sein, aber nach der Adoration (Anbetung), dem heidnischen Kniefall vor einem Menschen, transfigurirt sich Leo XIII. zum Dalai-Lama, d. h. der göttlichen Verkörperung auf Erden. Wie alle anderen „Statthalter Gottes“ wird er sich mit dem letzten Rest der schwindenden Kraft an den Speichen des rollenden Rades festzuklammern suchen. Aber vergebens! Ihn berührt zwar die rasch wechselnde Gestaltung des Lebens in dem Schneckenhaus der Unantastbarkeit nicht, aber die fählerne Spannkraft des Lindwurms, der über tausend Jahre auf päpstlichen Befehl das Erdenrund mit blutigen Krallen umspannt hielt, ist gebrochen. Der absterbende geistliche Cäsarismus ist der Vorbote zum Heimgang des weltlichen Cäsarismus. Vivat sequens! Dr. Max Trausil.

Bacharach. (Bild Seite 340.) Philosophen und Physiologen mag es überlassen bleiben, die wissenschaftlichen Gründe für die Thatsache zu ermitteln, daß ein jeder geistige oder feiselige Genuß hunger- und durstregend wirkt. Die Nichtigkeit dieser Thatsache dürfte wohl jeder an sich selbst erfahren haben, der den Rhein bereist hat. Die ruinengekrönten Nebenbühl, die den stattlichen Strom umrahmen, sehen noch einmal so schön aus, wenn sie sich im vollen Weinpolare spiegeln. Nicht umsonst reimt sich Rhein auf Wein. Das zierliche, aber düstere Bacharach, das trotz seines Alters wie eine züchtige Maid im Bade mit den hochgiebelten Häusern aus den Rebenranken lugt, erfreut sich zwar nicht der Genußthumung, die Wiege eines so berühmten Tropens, wie seine Nachbavorte Rüdesheim und Almannshausen zu sein, aber an jeder Straßenecke, „streckt unser Herrgott den Arm aus“, um dem Fremden ein gemüthliches Wirthshaus zu weisen; und der Musikateller, der hier wächst, ist verführerisch genug, wenn er auch seinen alten Ruf, zu den besten Rheinweinen zu gehören, nachgrade verloren hat. Den engen Gassen des Städtchens und den windschiefen, altersschwachen Häusern sieht man ein respektables Alter an, und in einem Stein, der während sehr trockener Zeit im Rheine bei Bacharach sichtbar wird, soll

eine zu Römerzeiten dem Weingotte Bacchus geweihte Opferstätte, ein Bacchusaltar — Bacchi ara — (daher angeblich der Name der Stadt) erhalten sein. Der dreißigjährige Krieg hat Bacharach schwere Leiden gebracht. 1632 fielen die Schweden, 1639 die Truppen Bernhards von Weimar, 1644 die Franzosen darüber her; nicht weniger als achtmal ward es belagert und geplündert. Auch zu Ende des 17. Jahrhunderts, 1689, fanden sich hier französische Kriegsvölker sengend und raubend ein. Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts — am 26. März 1793 und am 1. Jan. 1814 unter Blücher — überschritten die Preußen bei Bacharach den Rhein, um ihrerseits in Frankreich einzubringen.

Darum keine Feindschaft nicht. (Bild S. 341.) Ein altes Sprichwort sagt: „Mit dem Hut in der Hand, kommt man durch's ganze Land“, aber nachgerade kann man sich auf die Unfehlbarkeit der alten Sprichwörter auch nicht mehr verlassen, wie unser Bild zeigt, denn den Bruder Veim, einen ehrjamen Tischergesellen, hat der Hut in der Hand ins Loch gebracht. Wegen Mangel an jeglicher landesüblichen Scheidemünze zum Fechten gezwungen, wurde „er von dem stets wachen Auge der „Gerechtigkeit“ auf frischer That ertappt und nach hochnothpeinlichem Verhör zum vier-und-zwanzigstündigen Brummen verdonnert. Da es nun sehr heiß ist und Bruder Veim sich zwischen Basel und Freiburg einige sehr unangenehme Fußblasen gelaufen hat, kommt ihm der kühle Kerker mit Naturalverpflegung nicht unerwünscht. Vor seiner gähnenden Pforte bietet er mit freundlichem Kopfnicken dem Cerberus eine Briese. Dieser stutzt und schwankt, denn er ist ein passionirter Schnupfer, schon krümmt sich Daumen und Zeigefinger zur Entgegnung der pridelndustigen Briese — doch endlich siegt die souveräne Beamtenwürde über die sinnliche Begehrlichkeit und sich mit einem barschen „Danke“ in die Brust werfend lehnt er ab und raffelt bezeichnend mit dem Schlüsselbunde. „Darum keine Feindschaft nicht“ erwidert Veim mit seinem diplomatischen Lächeln und verschwindet in dem kühlen Duster des Gefängnisses. T.

Röfßelsprung von A. Fr.

hän	bauch	fi	dich	er	de	lieb	ich
flei	ten	de	soll	es	euch	war	freun
le	ge	was	auf	den	ihr	will	res
wir	er	men	lieb	nicht	neu	glück	ben
schlem	fau	wol	er	hier	woll'n	schön	ein
den	reich	das	der	ein	und	nicht	sich
him	ver	rich	ten	auf	dar	wir	wol
er	schon	mel	ben	ten	len	sein	mehr

Aeryllischer Briefkasten.

Bockenheim. A. D. Die Ursachen des Wechselstiebers kennt man bis zur Stunde nicht genau, sondern man vermuthet nur, daß giftig wirkende Zersetzungsproducte vegetabilischer Substanzen (das sog. Malaria-gift), welche eingeathmet werden, dasselbe hervorgerufen. Diese Zersetzungsproducte entwickeln sich besonders in der warmen Jahreszeit in feuchtem, sumpsigen Boden. — daher das häufige Auftreten des Wechselstiebers im Frühling und Herbst, so wie der Volksglaube, daß Fieberfranke nicht an's Wasser gehen sollen. Das beste Heilmittel ist schwefelsaures Chinin, welches Ihnen jeder Arzt verordnet. Verschwindet das Fieber dadurch nicht, so thun Sie am besten, in eine gesunde, fieberfreie Gegend zu reisen und sich dort einige Zeit aufzuhalten.

Leipzig. F. A. Was wir von den „Wasserdoctoren“ halten? Dieselben können unter Umständen dem Kranken eben so viel nützen, als schaden. Daß manche Krankheitsprocesse durch den vernünftigen und gemäßigten Gebrauch von hydrotherapeutischen Proceduren geheilt und besser geheilt werden können, als durch Arzneimittel, steht fest, namentlich wenn damit eine entsprechende diätetische Behandlung verbunden wird. Von einem intelligenten und erfahrenen Manne ausgeübt, selbst wenn derselbe kein Arzt von Fach ist, kann deshalb die Wasserheilkunde viel

Nutzen bringen, besonders wenn der Wasserdoctor nicht so verbohrt und verbissen ist, jeden Arzt, der nicht zu seiner Fahne schwört, für einen Esel zu halten. Es führen eben mehr Wege nach Rom. Von einem Pfuscher ausgeübt, der wenig Erfahrungen besitzt und all' und jede Krankheit mit Wasser curiren will, steht die Wasserheilkunde tief unter der Arzneiquackalberei.

Hudau. B. E. Das Wundsein der Kinder ist häufig eine Folge von Unreinlichkeit. Waschen Sie die wunden Stellen fleißig und belegen Sie dieselben mit der in jeder Apotheke käuflichen, entfetteten Watte. — Gegen Migräne ist recht starke Kaffee oft nützlich; ebenso eine Dosis von $\frac{1}{2}$ Gramm salicylsaurem Natrium.

Hamburg. U. R. Herzkloppensehler sind unheilbar. Nur bei sorgfältiger Pflege und Lebensweise erreichen derartig Kranke ein höheres Alter. Jeder Arzt instruiert Sie über das von Ihnen zu beobachtende Verhalten, welches nicht bei jedem Herzkranken dasselbe und daher auch nicht Gegenstand der Berathung im Briefkasten sein kann. — Bei Fingergeschwüren würden wir Ihnen in jedem Falle ärztliche Hülfe anrathen, denn wenn das von Ihnen beschriebene Verfahren nicht exact und der Einschnitt an der unrichtigen Stelle gemacht wird, so geht das Nagelglied verloren.

Magdeburg. A. W. Ein rohes Ei kann für Kinder, welche der Mutterbrust entwöhnt sind, ganz zweckmäßig sein und wesentlich zu deren Kräftigung beitragen. Solchen Patienten aber süßen Ungarwein in der gleichen Absicht verabreichen, das nennen wir gradezu ein Verbrecchen, obgleich wir wissen, daß nicht wenige Aerzte mit diesem „Kräftigungsmittel“ nicht allzu sparsam umgehen. Denn das, was in Deutschland unter dem Namen „Tolayer“ oder „Kuster Ausbruch“ verkauft wird, ist weiter nichts als ein Gemisch von herbem ungarischen Landwein, Spiritus und Zucker, und mit demselben Rechte könnten Sie daher Ihrem Kinde etwa Kümmel- oder Pfefferminzliqueur zu trinken geben. Alkoholische Getränke sind niemals Kräftigungsmittel, sondern stets Reizmittel. Ihre zweite Frage beantworten wir schriftlich, wenn Sie uns Ihre Adresse angeben.

Glauchau. Friedrich S. Wenn die sogenannten Sommersprossen im Hochsommer bereits in voller Blüthe stehen, so lassen sie sich in der Regel nicht vertreiben, sondern der damit Befallene behält sie bis zum Winter, wo sie erblaffen. Im Frühling läßt sich eher etwas dagegen thun, wenn man sein Gesicht nicht den direkten Sonnenstrahlen aussetzt und es abends mit kaltem Wasser wäscht, wozu man auf ein Liter zwei Theelöffel voll concentrirter Glaubersalzlösung zusetzt. — Lungenkrankheiten scheinen Sie nicht zu sein, denn „Hustenkrankheiten mit gelbem Auswurf“ pflegen, wenn das Lungengewebe gleichfalls erkrankt ist, nicht so lange Jahre zu bestehen. Bewöhnen Sie sich an das Schlafen bei offenen Fenstern und waschen Sie jeden Morgen mit kühlem (nicht kaltem) Wasser den ganzen Oberkörper. Dies wird Ihr Leiden bald erträglicher gestalten.

Ohligs. A. B. M. Der Genuß von Kaffee ist für Erwachsene, welche keines Anregungsmittels bedürfen, sehr oft von Nachtheil; für Kinder ist er ein Gift.

Berlin. P. R. Bestreichen Sie Ihre Leberflecke mit schwarzer Schmierseife; letztere lassen Sie zehn Minuten lang einwirken, dann waschen Sie die Seife mit warmem Wasser ab und betupfen die Flecke mit einer zweiprozentigen spirituellen Karbolsäurelösung. Dieses Verfahren, in einem Zeitraum von 4—6 Wochen vielleicht zehnmal angewandt, wird die Leberflecke beseitigen, wenn dieselben, wie dies sehr häufig der Fall, einem mikroskopischen Pilze (Mikrosporion furfur) ihre Entstehung verdanken. Sind diese Flecke dagegen durch Pigmentsablagerung in den Zellen der Schleimschicht der Oberhaut entstanden, womit sich in der Regel eine Wucherung der Papillen der Lederhaut verbindet, sodaß sie über die Hautoberfläche hervorstehen, so nützt dieses Verfahren nichts, sondern Sie können sie nur dadurch zum Erblaffen bringen, daß Sie sich in einer Apotheke eine schwache Nefkalilösung (im Verhältniß von 1:500) anfertigen lassen und damit täglich, aber vorsichtig, die Flecke betupfen. — Alter Abonnent der „Berliner freien Presse“. Ueber Leiden, wie das Ihrige, kann im offenen Briefkasten nicht verhandelt werden. Geben Sie Ihre genaue Adresse an. — E. S. Verwenden Sie zum Verbande in süßprozentiges Karbolöl getauchte Charpie, darüber eine Lage entfetteter Watte und über dieser Lister's Silk Protective. Der langwierige Eiterungsprozeß wird dadurch bald geheilt sein. Sie bekommen diese Dinge in jeder Apotheke.

August L. in Glauchau erhielt directe Antwort; P. M. in Neurode desgl.; Clara H. in Berlin wolle sich entweder an einen dortigen Arzt wenden oder den Fall genauer beschreiben; das Leiden von Frau A. W. in München erheischt genaue Mittheilungen bezüglich der Lebensweise, etwaiger früherer Krankheiten etc.

Frl. Marie D. in Hamburg wolle ihre genaue Adresse angeben und ihren Zustand nochmals genau beschreiben, dabei auch erwähnen, wie sich die übrigen Körperfunktionen (Verdauung, Reinigung etc.) ver-

halten. — Die übrigen bis zum 8. April eingegangenen Korrespondenzen wurden direct beantwortet, wenn die genaue Adresse (Straße und Hausnummer) angegeben war. Wer keine Antwort auf seine Privatfragen erhielt, weil er die letzteren Angaben unterließ, wolle deshalb nochmals schreiben. Dr. Rejan.

Redaktions-Korrespondenz.

Braunschweig. A. F. Ihr letzteingesandter Kößelsprung litt an ein paar kleinen Mängeln, doch waren dieselben leicht zu heben. Wir haben ihn, da das gewählte Sujet uns gefällt, zu baldiger Verwendung bereit gelegt.

Wülfegierdorf. Ein junges Mädchen. Ob die Verfasserin der Gedichte in Nr. 31 und 32 des „Vorwärts“ verheirathet ist oder nicht, darüber können wir leider keine Auskunft geben.

Breslau. Ein ehrlicher Liberaler. Im Norddeutschen Reichstage hat der jetzige Minister Dr. Friedenthal ebensowohl gegen die Bewilligung von Vätern für die Reichstagsmitglieder gestimmt, als im konstituierenden Reichstage und später. Der Antrag auf Väternbewilligung ging im Norddeutschen Reichstage von Waldeck und im konstituierenden von Weber-Thünen aus. — F. In. Sie drohen uns für den Fall, daß wir Ihr Gedicht „Posamentlänge am Tage des jüngsten Gerichts“ nicht gut finden, mit einer ganzen Sammlung, „die Frucht zehnjähriger Arbeit“? — Herr, so du kannst, laß diesen Reich an uns vorübergehen!

Grimmitschau. A. Th. Eine Gedichtsammlung, die Ihrem Zwecke Genüge leisten möchte, kennen wir nicht. Aber der ganze Schiller ist gegenwärtig ja so billig zu haben, daß er sich zu Geschenken der beschriftigten Art auch Kinderbewertern empfiehlt. Sie werden allerdings gut thun, anfangs die Auswahl der Beträge seitens der beschriftigten jungen Leute zu überwachen. — R. S. Der letzte schweizerische Krieg war der gegen den Sonderbund, der von den sieben unter dem Einfluß der Jesuiten stehenden Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Valais gebildet worden war. Eine Armee von gegen 100000 Mann, unter dem Befehle des eigenhändigen Oberst Dufour von Genf, trieb die aufständischen Kantone nach hartnäckiger Gegenwehr zu Paaren und sicherte die kapitalistisch-liberale Herrschaft in der Schweiz gegen die Umsturzversuche der ultramontan-reaktionären Partei.

Rosenthal (P.). H. J. Von Ihrer freundlichen Erlaubniß, an Ihrem Gedichte „Das Menschenrecht“ Veränderungen vorzunehmen, machen wir keinen Gebrauch. Nehmen Sie uns die Erinnerung nicht übel, daß das deutsche Volk sich in erster Linie der Bezeichnung als „Volk der Denker“ würdig machen soll, und erst in zweiter Linie als „Volk der Dichter“ gerühmt wird.

Genau. „Deutscher in der Fremde.“ Der Konvent der ersten französischen Republik hat nicht das „Recht“ gehabt, Gott abzusehen, lagen Sie! Nun, da muß der Bischof von Paris, Gobet, sammt seinen Vätern anderer Meinung gewesen sein, denn sie schworen auf Grund dieser Absehung vor dem Konvent freilich den christlichen Glauben ab. Wissen Sie übrigens auch, daß im Jahre 393 nach Chr. ein anderer „gelegender Körper“, der römische Senat unter Theodosius, dem sogenannten Großen, die alten römischen Götter absetzte und dafür die Herrschaft des „Gottes der Christen“ proklamirte? Hat der römische Senat dazu das „Recht“ gehabt?

Wien. K. B. Die Terzine bildet dreizehliges Strophen, in denen entweder der 1. und 3. Vers des ersten Terzett mit dem 2. des nachfolgenden, oder der 2. des 1. mit dem ersten und dritten des folgenden reimt. Dort sinkt, hier steigt die Wirkung. Waprosop Sie wollen doch nicht etwa welche machen?

Kolberg. A. B. D. Der deutsche Philosoph Johann Gottlieb Fichte war freilich ein Kind aus dem Volke, und zwar der Sohn eines Leinwandwebers zu Rammenau in der Oberlausitz; sein Geburtstag war der 19. Mai 1762.

Fahrenbühl (Schweiz). A. v. Z. Während Ihres Erholungsaufenthalts in der Schweiz beschäftigen Sie sich mit der Poesie und singen unter andern: „Soll ich mit dem Gesicht nicht haben? — Ich hab' Gesicht, ich habe Ader, — In denen wollt ein hümmlich Blut!“ — Wir glauben Ihnen, daß Sie Ader haben, — glauben Sie uns, daß die poetische nicht darunter ist; — und wählen Sie eine andere Beschäftigung. **Wilsdruff.** D. S. Wie freuen uns Ihres wackeren Strebens und wünschen Ihnen immer steigenden Erfolg.

Hof. J. L. Ihr Wunsch bezüglich eingehender Auskunft über Freimaurerei wird in einer der nächsten Nummern Erfüllung finden.

Hände. V. Die Gedanken in Ihrem Gedichte „Der Invalide“ lassen wenig zu wünschen übrig, aber die Form, in der dieselben zum Ausdruck gelangen, ist nicht schön. Beherzigen Sie die Geistes Strophen: „Hilfend Wasser ist der Gedanke, — Aber durch die Kunst gebannt, — In der Form gediegne Schranke — Wird er blühender Demant.“

Langenbielau. B. J. Ihre Verse sind auffallend sprach- und reimgemäß, aber die Gedanken sind nicht greifbar genug. Was haben Sie für eine Schulbildung genossen und was sind Sie?

A. Gerichtsvollzieher B. Wir haben Ihre Zuschrift an unseren Mitarbeiter Herrn E. S., den Verfasser der Erzählung „Exekution“, gelesen und sind überzeugt, daß er Ihrem verletzten Ehrgefühl bereitwillig Genugthuung geben wird. Daß Vorwissen und Einrichtungen, wie sie die erwähnte Erzählung berichtet, dem Richteramt der Oesterr. nicht entzogen werden dürfen, geben Sie gewiß zu. Dabei darf aber natürlich nur die Absicht vorliegen, ein verdamntes Urtheil gegen die schlechtesten Einrichtungen und gegen solche Menschen zu provoziren, welche der erlittenen Mangelhaftigkeit zu egoistischen, inhumanen Mordens ausbrechen. Wir können Sie übrigens versichern, daß wir in unserer eigenen politischen Praxis, die uns in vielfältiger Berührung mit Gerichten und Beamten aller Art gebracht, unter andern auch sehr achtungswürdige Exekutoren getroffen haben.

Kopenhagen. G. S. Sie sind uns als Mitarbeiter willkommen. Die eingesendete Uebersetzung ist recht gelungen, aber mit dem Originalen verhält es sich ähnlich, als Sie fürchteten. Ueber diesen Punkt nächstens Näheres. Schilderungen skandinavischer Gegenden und Verhältnisse sind uns desto lieber, je eher sie eintreffen.

Hamburg. F. L. Die Sache scheint interessant und wichtig. Sorgen Sie für Beweise.

Wannheim. E. L. Sie würden es für sehr gut halten, wenn die „A. W.“ jedem ihrer Leser „jährlich ein gutes Delgenäbe, aber nicht etwa einen schlechten Delbrand als Prämie gäbe“? Auf diesen famosen Gedanken wären wir ohne Ihre gütige Mitwirkung wirklich nicht gekommen! Nun haben wir uns aber auch gleich an die Ausführung gemacht und einem gewandten Maler den Auftrag gegeben, von irgendeinem Meisterwerk — vielleicht „die Nacht des Corregio“ oder so etwas — 50000 Kopien anzufertigen. Sobald die fertig sind, bekommen Sie weitere Nachricht.

Paris. E. B. Skizzen erhalten. Wünsche erfüllt. Frl. Gr. **Duerfurt.** Wädgersell A. M. Woher haben Sie das Material zur Blodsberggeschichte? Ueber die Steno-Lachygraphie haben wir kein Urtheil. Was für ein Werk Corvins meinen Sie?

(Schluß der Redaktion: Sonntag, den 7. April.)

Inhalt. Ein verlorener Posten, Roman von R. Lavant (Fortf.). — Die unbewußte Züchtung und Vererbung menschlicher Charaktere und Physiognomien und die Erforschung der Gesetze der menschlichen Zuchtwahl mittels der Photogeneographie, von Dr. H. Dittmann. — Ueber Zimmer-Aquarien, von Dr. G. P. — Einem schlummernden Kinde, Gedicht von Rosenstein. Weltausstellungsbriefe, I. Non possumus. Bacharach (mit Illustration). „Darum keine Feindschaft nicht“ (mit Illustration). Kößelsprung. Ärztlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Blagwitzerstr. 20). — Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.